1,60 DM / Band 247
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

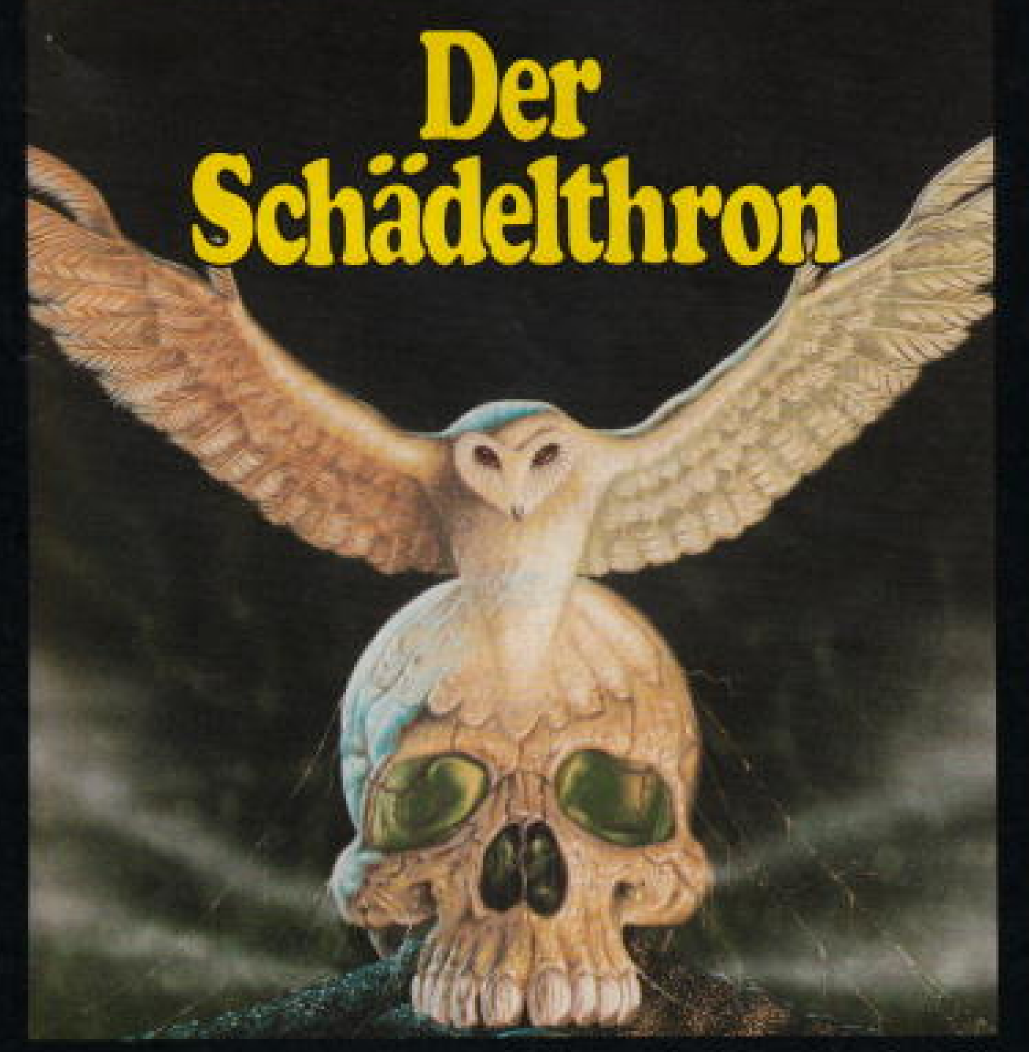
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Schädelthron



Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Der Schädelthron

John Sinclair Nr. 247

von Jason Dark

erschienen am 29.03.1983

Titelbild von Terry Oakes

Sinclair Crew

Der Schädelthron

Das Feuer leuchtete in einem düsteren Rot und erinnerte an das Auge eines unheimlichen Zyklopen. Der Schein war der einzige Orientierungspunkt in der grauschwarzen Nacht, die wie eine in die Unendlichkeit hineinragende Decke über das Hochland der Anden lag. Keine Wolke bedeckte den Himmel. die lagen tiefer, wo sich die Täler und enge Schluchten im gegenseitigen Wechsle ablösten. Das Hochland schwieg. Es verbarg seine zahlreichen Geheimnisse wie eine Schatzkammer, und steil aufragende, mit Schnee bedeckte Bergspitzen in der ferne hoben sich wie stumme Wächter ab. Niemand sollte den Frieden und die Stille dieser grandiosen Bergwelt stören. Sie sollte tot aussehen, verlassen, leer und öde. Und doch gab es Leben in dieser wilden Urzeit-Gegend. Wenn die Nacht den Tag ablöste, dann waren es scheue Tiere, die sich aus ihren Verstecken lösten und auf Beutezug gingen. Anderes Leben konnte in dieser Höhe kaum existieren. Die wenigen Menschen zogen es vor, ihre Hütten in den Tälern zu bauen, damit sie hinaufschauen konnten zu den majestätischen hochragenden Bergen.

Und doch existierten Gestalten in dieser Bergwelt, die selbst den Tieren der Nacht Angst einjagten und sie vertrieben. Als gewaltige, düstere Schatten segelten sie über unendlich tiefe Schluchten, Gipfel und Bergrücken. Getrieben von einer nie abreißenden Unruhe, waren sie auf der Jagd nach Blut. Die roten Vampire!

Uralte Geschöpfe. Vor kurzer Zeit erst erweckt, um in der Dunkelheit Angst und Schrecken zu verbreiten. Angeführt wurden sie von einem grauenhaften Monster, das sich Vampiro-del-mar nannte. Ein Wesen, das bereits existiert hatte, als die Erde noch in den Kinderschuhen steckte. Wie in jeder Nacht, so waren die roten Vampire auch in dieser wieder unterwegs. Diesmal jedoch hatten sie einen triftigen Grund. Feinde waren erschienen. Todfeinde. Und so wachten sie, lagen auf der Lauer, um die anderen Monster zu erledigen, wenn die sich in die Nähe dieser Riesenfledermäuse wagen sollten.

Lange hatten die anderen gesucht und waren endlich fündig geworden, denn sie wollten den Kampf nicht noch länger hinauszögern. Einmal mußte es eine Entscheidung geben. Unangefochten und unbeobachtet hatten sie es geschafft, in die Nähe der roten Vampire zu gelangen. Sie nahmen die Wege durch die tiefen Täler und Schluchten, hielten sich eng an den Felswänden und verschmolzen mit deren Schatten. Hin und wieder war ein seltsames Klatschen zu hören. Immer dann, wenn der Wind eingeschlafen war und sich die Wesen aus eigener Kraft voranbewegen mußten. Die geheimnisvolle Infiltration gelang. Die Feinde der roten Vampire näherten sich unaufhaltsam dem Versteck. Keiner hatte sie bisher gesehen, aber sie hatten die roten Vampire längst entdeckt.

Scharf waren ihre Blicke. Scharf und klar, obwohl sie eigentlich nicht sehen konnten, denn in ihren beinernen Skelettschädeln hatten sie keine Augen.

Aber die Wesen waren auch nicht normal. Man konnte sie keinesfalls mit menschlichen Maßstäben messen. Sie gehörten ebenfalls einer Kategorie von gefährlichen Dämonen an, die schon seit Jahrtausenden existierten. Es waren die Strigen!

Unheimliche Tiere, Satanseulen genannt. So groß wie der ausgestreckte Arm eines Menschen. Sie hatten ein graues, manchmal auch bräunliches Gefieder und einen bleich und beinern schimmernden Totenschädel mit einem ebenso gekrümmten, hellen Schnabel, der wie ein Messer aus dem Kopf ragte.

Die Strigen war gefährlich. Sie standen den roten Vampiren in nichts nach, und auch sie ernährten sich vom Blut anderer Lebewesen. Dabei war es ihnen egal, ob es sich um Menschen oder um Tiere handelte. Sie brauchten nur den roten Lebenssaft, um weiterhin existieren zu können. Seit Urzeiten waren sie die Feinde der roten Vampire. Hätten sie sich verbündet, wären die Menschen sicherlich die Leidtragenden

gewesen, so aber bekämpften sie sich, denn eine Art wollte die andere unbedingt vernichten.

Die Strigen hatten herausgefunden, wo sich die roten Vampire aufhielten. Das war vor allen Dingen ihrem Anführer, der Rieseneule Strigus, zu verdanken, der seit langer Zeit wieder die Spur der roten Vampire aufgenommen hatte.

Bevor die roten Vampire nicht vernichtet waren, gab es für die Satanseulen kein anderes Ziel. Aber es war sehr schwer, diese grauenhaften Biester zu töten. Sie waren nicht allein. Angeführt wurden sie von Vampiro-del-mar, dem Vampir aus der Urzeit. Und der arbeitete eng mit Lady X, der jetzigen Führerin der Mordliga zusammen, die den Würfel des Unheils besaß und damit Dinge ins Rollen bringen konnte, die für die Strigen unter Umständen tödlich wurden.

Deshalb hatte Strigus den Befehl erteilt, die roten Vampire so rasch wie möglich zu vernichten.

Die Strigen befanden sich auf dem Weg. 20 waren es insgesamt. Zwei mal zehn blutgierige Monster, die sich zu einem Vernichtungsfeldzug zusammengefunden hatten, um den roten Vampiren den Garaus zu machen. Geschickt verhielten sie sich.

Sie wurden nicht entdeckt, nutzten jeden Schatten aus, und der war in dieser Nacht mehr als dunkel. Man konnte die Farbe als tiefschwarz bezeichnen. Sie hatten sich getrennt. Im Formationsflug wären sie aufgefallen, so blieben immer vier zusammen, die sich keilförmig voranbewegten. Abermals tauchten sie in eine Schlucht ein, aus deren Grund ein gewaltiges Rauschen erklang. Gletscherwasser hatte seinen Weg vom Gipfel der Berge in die Schlucht gefunden. Es schäumte wild und wütend über die herumliegenden Steine und Felsbrocken, um irgendwo in einen unterirdischen See zu münden, den kein Mensch je gesehen hatte.

Die Strigen hatten es nicht mehr weit, und das spürten sie genau. Jeder Dämon besitzt eine gewisse Ausstrahlung. Sie ist wie ein Hauch, der ihn umgibt. Ein Hauch, der auch von anderen schwarzmagischen Geschöpfen geortet werden kann. Die Strigen merkten etwas.

Es war die Vierergruppe, die die Führung übernommen hatte. Wie auf ein abgesprochenes Kommando hin beschleunigten sie ihren Flug und stiegen gleichzeitig in die Höhe. Dabei nahmen sie eine andere Formation ein. Eine Satanseule flog vor, und die drei anderen blieben in Keilform dahinter. Sie jagten die Schlucht hoch. Dicht an einer Wand hielten sie sich, die an ihnen vorbeihuschte. Über den hohen Rändern der Schlucht spannte sich der dunkelgraue Himmel. Und dort, anscheinend direkt darunter, hob sich ein Schatten ab. Ein roter Vampir!

Wie ein einsamer Wächter stand er am Himmel. Er bot ein

unheimliches, drohendes Bild, wie er seine Flügel ausgebreitet hatte, den Aufwind ausnutzte und in der Luft zu stehen schien.

Er ahnte nichts. Noch nichts…

Die Strigen beschleunigten. Ihre Flügel bewegten sich jetzt schneller. Gespenstisch leuchteten ihre bleichen Totenschädel. Scharf wie frisch geschliffene Messer stachen die Schädel vor. Sie waren bereit, die an Leder erinnernden Häute der roten Vampire gnadenlos zu zerfetzen.

Die Riesenfledermaus hielt Wache. Ihre roten Augen leuchteten wie winzige Blutperlen, die in der Luft an langen, unsichtbaren Hände zu hängen schienen. Noch hatte der Vampir nichts bemerkt. Das allerdings änderte sich sehr schnell, als die vier Strigen aus der Schlucht herausschossen und Kurs auf ihr Opfer nahmen. Plötzlich zuckte der Vampir herum. Nur ein kurzes Schlagen mit den Flügeln war erforderlich. Er senkte seinen kleinen Schädel, riß das Maul auf und präsentierte seine hellen Reißzähne.

Sie standen vor wie kleine Dolche und waren darauf geeicht, in die Haut der Menschen zu hacken. Die Strigen aber reagierten wie die Piloten einer Kunstfliegerstaffel.

Sie fächerten auseinander, denn nun konnten sie den Riesenvampir in die Zange nehmen. Und sie hatten noch einen Vorteil. Sie waren schneller!

Es dauerte nur Sekunden, da hatten sie den Vampir eingekreist. Die Riesenfledermaus wußte, daß sie kämpfen mußte. Sie schleuderte ihren Gegnern ein wildes Fauchen entgegen, stierte auf die Eule, die plötzlich vor ihr in der Luft stand, und konnte deshalb nicht auf die anderen drei achten, die von der Seite her kamen. Die griffen an.

Hautnah wischten sie über die ausgebreiteten Flügel des Riesenvampirs hinweg. Dabei senkten sie gedankenschnell ihre beinernen Schädel und hackten mit den Schnäbeln zu. Scharf wie Rasiermesser waren sie, und sie fuhren in die Haut, wo sie lange, tiefe Schlitze hinterließen. Die Verletzungen waren so schwer, daß sich der rote Vampir davon nicht mehr erholte. Er schüttelte sich regelrecht, und im nächsten Augenblick fiel von seinen Flügeln die Hälfte ab. Wie Stücke aus Lederhaut segelten sie in die Tiefe und verschwanden in der Schlucht.

Der rote Vampir war kampfunfähig. Noch konnte er sich halten. Nur für Sekunden, denn die vierte Eule hackte zu. Sie traf sein Gesicht.

Plötzlich war zwischen den Flügel-Fragmenten nur noch ein Loch mit faserigen Rändern zu sehen. Alles andere existierte nicht mehr. Die Riesenfledermaus war vernichtet.

Wie ein Stein fiel sie in die Tiefe. Noch auf dem Weg zum Grund der Schlucht verendete sie lautlos.

Die Strigen hatten gewonnen. Wenigstens bei dieser einen Fledermaus. Aber sie war bestimmt nicht allein, weitere Artgenossen

würden sich ebenfalls in den menschenleeren Gegenden aufhalten. Die tiefen Schluchten und versteckten Täler boten genügend Unterschlupfmöglichkeiten. Die Strigen aber wollten viel mehr als nur die Vernichtung des Vampirs. Sie und die Riesenfledermäuse waren Todfeinde. Der Kampf, der vor langen Jahrtausenden begonnen hatte, wurde nun fortgesetzt. Solange beide Parteien existierten, würden sie sich immer bekämpfen.

Von einem zweiten Vampir konnten die Strigen nichts entdecken. Sicherlich hielt er sich zu gut versteckt. Auch die anderen Riesenfledermäuse hüteten sich, den Strigen zu nahe zu kommen. Sie waren zwar stärker, aber in diesem Gebirge konnten die Satanseulen ihre Geschicklichkeit besser ausspielen.

Sie ließen sich zurückfallen.

Wie Steine sackten die vier Strigen in die Tiefe, und aus ihren Mäulern drang ein schauriges Heulen, das wie ein geisterhaftes Echo durch die Schlucht hallte und von den Wänden reflektiert wurde. Siegesheulen… Sie sammelten sich.

Aus dem Dunkel tauchten die anderen 16 Satanseulen auf. Sie hatten das siegreiche Heulen vernommen, gesellten sich zu den vier Artgenossen und nahmen sofort eine geschlossene Formation ein. Beim nächsten Angriff wollten sie mit geballter Macht zuschlagen.

An ihrem Sammelpunkt fühlten sie sich sicher, denn die Schlucht war sehr eng. Den roten Vampiren würde es mit ihren ausgebreiteten Schwingen kaum gelingen, den Boden zu erreichen.

Und dann schossen sie in die Höhe. Sie wirkten in der Düsternis wie ein huschender, gefährlicher Schatten, ein finsterer Streifen, der in die Nacht hineinjagte. Wo sich Vampiro-del-mar aufhielt, das war ihnen bekannt. In einer Höhle hatten sich Lady X, Xorron und er zurückgezogen. Bewacht wurde dieses Versteck von den roten Vampiren, die ihre Kreise in der Nähe zogen und keinen an das Versteck heranließen.

Über der Schlucht wurden die 20 Satanseulen vom Wind gepackt. Er zerrte an ihnen, und das graue, alt wirkende Gefieder dieser Wesen wurde aufgeplustert. Fahl leuchteten die Schädel, und die Sinne dieser untoten Wesen waren streng auf ihr Ziel ausgerichtet. Sie mußten in das Versteck!

Unter ihnen lagen die tiefen Spalten und Schluchten. In der Ferne glitzerte das Eis der Gletscher. Es verbreitete einen bläulichen Schein, und auf dieser dicken Schicht schienen Tausende von Diamanten zu glitzern. Über ihnen aber schwebten die roten Vampire. Sie hatten gespürt, daß der Feind in ihre Nähe kam, und sie waren bereit, sich auf einen gnadenlosen Kampf mit ihm einzulassen. Noch lauerten sie, denn das alles gehörte zum Plan. Sie wollten die Strigen möglichst nahe an ihr Versteck herankommen lassen, um dann zuzuschlagen.

Das hatte ihnen Lady X eingeschärft.
Am Höhleneingang lauerte Vampiro-del-mar mit einem menschlich wirkenden Körper, einem zerstörten Gesicht, das mit eitrigen Geschwüren und Pusteln bedeckt war und in dem ein Auge nur noch als Fetzen in der Höhle hing. Der Uralt-Vampir war voller Haß. Solange die Satanseulen nicht vernichtet waren, würde er keine Ruhe finden. Er dachte gleichzeitig auch realistisch, weil er die Gefährlichkeit der Strigen kannte, und für ihn gab es nur eine Chance, die Eulen überhaupt loszuwerden. Er mußte ihren Anführer in die Klauen bekommen. Das war Strigus!
Der jedoch hielt sich vornehm zurück. Er zeigte sich nur selten, ansonsten überließ er alles seinen Dienern. Vampiro-del-mar hörte hinter sich Schritte. Ohne sich umzuwenden, wußte er genau, wer sich seinem Rücken näherte.
Es war Lady X!
Sie ging mit den geschmeidigen Bewegungen eines Raubtiers. Das bleiche Gesicht mit dem breiten Mund war zu einer Maske erstarrt, nur die dunklen Augen lebten. Lady X hatte die Herrschaft der Mordliga übernommen, seit Dr. Tod nicht mehr existierte, und sie war im Besitz eines Gegenstandes, der für sie wertvoller war als alles andere auf der Welt.
Der Würfel des Unheils!
Auch jetzt hielt sie ihn mit beiden Händen umklammert, als sie sich neben Vampiro-del-mar im Höhleneingang aufbaute. »Sie kommen«, sagte der Uralt-Vampir.
Lady X nickte. »Ich weiß.«
Vampiro-del-mar zuckte zusammen. »Mehr sagst du nicht dazu?«
»Nein, wieso?«
»Sie wollen die roten Vampire töten. Sie sind darauf aus, uns zu vernichten.«
»Das schaffen sie nicht.«
»Wie kannst du es so…?«
»Hör auf zu greinen!« fuhr die ehemalige Terroristin den Vampir an. »Wenn ich sage, sie schaffen es nicht, dann stimmt das. Hast du verstanden?«
»Aber wie sollen wir…?«
Lady X lachte leise. »Keine Bange, ich habe bereits meine Vorkehrungen getroffen.«
»Du?«
»Ja.«
»Davon hast du mir nichts gesagt!« zischte Vampiro-del-mar.
»Das brauche ich auch nicht. Schließlich gebe ich hier die Befehle, nicht du.«
Das hatte gesessen, und es riß gleichzeitig wieder eine tiefe Wunde

bei Vampiro-del-mar auf. Er nannte sich der Kaiser der Vampire. Er war das Wesen, das die Blutsauger anführen wollte, doch die Scott hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Nach Morassos Ende hatte sie die Führung der Mordliga übernommen, und dem entstellten Vampir-Monster war nichts anderes übriggeblieben, als sich zähneknirschend unterzuordnen, denn Lady X hatte die besseren Karten.

Wie Lupina, die Königin der Wölfe, träumte sie von einer Allianz der Vampire unter ihrer Führung. Fast wäre sie diesem Wunsch schon ein kleines Stück näher gekommen, denn in den Karpaten hatte sich Lady X ein Schloß ausgesucht, das einem alten Baron gehörte, der ebenfalls zu den Blutsaugern zählte.

Die Sache hatte nicht geklappt. John Sinclair, Suko und Marek, der Pfähler, hatten ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht. Allerdings hatte Marek dabei seine Frau verloren. Sie war ebenfalls durch einen Biß zum Vampir geworden und hatte getötet werden müssen. Aber Rumänien gefiel Lady X. Und sie hatte dieses Land nicht aus den Augen gelassen. Wenn sie als der Nachfolger des Blutgrafen Dracula anerkannt wurde, war das vorzüglich, und es würden all ihre Träume in Erfüllung gehen. Noch lag das Ziel in weiter Ferne, aber Lady X arbeitete darauf hin.

Und da galt es, Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Wie eben diese Strigen.

»Willst du sie erschießen?« fragte Vampiro-del-mar und meinte damit die Waffe, die Lady X immer bei sich trug. Es war eine Maschinenpistole.

An sich nichts Ungewöhnliches. Aber es war Lady X gelungen, in den Besitz von geweihten Silberkugeln zu gelangen, mit denen das Magazin gefüllt war. Nur war die Anzahl der Kugeln begrenzt, und sie schoß damit nur in Notfällen. Natürlich konnte Lady X die Magazine auch wechseln. Sie schoß ebenso gut mit normalen Kugeln, und die besorgte ihr Logan Costello, der Mafiaboß von London. Früher hatte er für Dr. Tod gearbeitet. Nun mußte er auf die Kommandos der Scott hören, was ihm überhaupt nicht paßte.

»Ich habe dich etwas gefragt!« Vampiro-del-mar hakte nach, weil er keine Antwort erhalten hatte.

»Nein, ich werde keine Munition verschwenden!«

»Wie willst du sie dann stoppen?«

»Laß das nur meine Sorge sein.«

»Und Strigus?«

»Ihn erledigen wir auch«, erwiderte die Scott knapp.

»Wie willst du denn an ihn herankommen?«

»Wieso ich?« Die ehemalige Terroristin tat sehr erstaunt.

»Er ist doch unser Feind.«

»Klar, das weiß ich, aber er ist auch der Feind eines anderen.« Als Vampiro-del-mar darauf nichts sagte, entschloß sich Lady X, den Namen zu nennen.

»Strigus ist nicht nur unser Feind«, wiederholte sie, »sondern auch der eines gewissen John Sinclair!«

Jetzt war es heraus, und der Uralt-Vampir zuckte zusammen, als hätte ihn jemand geschlagen. »Sinclair!« knurrte er. »Verdammt, was hast du mit ihm zu tun?«

»Eigentlich nichts - und trotzdem alles.«

»Sag es!«

Da lachte die Vampirin. »Ich habe ihm eine kleine Botschaft zukommen lassen. Er wird sie aufnehmen und sich auf den Weg machen. Und wir werden erfahren, wohin er sich begibt.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Doch, du wirst es sehen.«

Der Uralt-Vampir war von dieser Eröffnung so überrascht, daß sich seine gewaltigen Pranken öffneten und schlossen, wobei er zusätzlich noch den schrecklichen Schädel schüttelte.

»Aber wie willst du es anstellen, daß du immer weißt, wo John Sinclair…?«

»Ich halte ihn unter Kontrolle, keine Bange. Und ich gebe ihm den Hinweis, dem er nur zu folgen braucht.«

»Wohin führt er?«

»Zur Geburtsstätte der Strigen.«

»Das ist weit von hier weg.«

»Sicherlich. Ein Land, das jedoch in der Nähe seiner Heimatstadt London liegt. Die Menschen nennen es Norwegen. Dorthin wird sich der Geisterjäger begeben, und da erfährt er mehr über die Geburtsstätte von Strigus. Ich sage dir, er wird ihn finden, und er wird ihn…«

»Vernichten?«

Lady X lächelte. »Das kann ich dir nicht sagen. Falls es Sinclair nicht gelingt, werden wir eingreifen. Aber wie ich ihn kenne, nimmt er uns die Arbeit ab.«

»Das begreife, wer will«, erwiderte der Uralt-Vampir sehr menschlich. »Glaubst du denn, daß er für uns arbeitet? Er, der Geisterjäger?«

Lady X nickte. »Sicher. Es wird ihm überhaupt nichts anderes übrigbleiben.«

Zwischen dem blutsaugenden Monster und Lady X gab es so eine Art Haßliebe. Manchmal wünschte der schrecklich anzusehende Vampiro-del-mar die Scott in die tiefste Hölle, dann wiederum bewunderte er sie. Wie in diesen Augenblicken, wo sie kühl und lässig blieb. Sie hatte sich von dem Schock in den Karpaten glänzend erholt und sogar noch

Zeit gehabt, einen neuen Plan zu schmieden.

Das unterschied sie eben von Vampiro-del-mar, der nur die reine Gewalt kannte. Bei Lady X kamen zu dieser Sucht nach Gewalt noch Heimtücke und Hinterlist. »Da sind sie!« sagte die Scott leise.

Auch Vampiro-del-mar schaute. Er sah seine roten Vampire, aber plötzlich schossen die kleineren Schatten herbei. Die Satanseulen waren da.

»Nun laß sie kämpfen«, flüsterte Lady X heiser, wobei sie sich an Vampiro-del-mar vorbeischob und den Würfel noch stärker festhielt. Ihrem Gesicht war nichts anzusehen, aber sie dachte intensiv nach…

***

Am Fenster des großen Wohnraums hatten sich Bill Conolly und ich aufgebaut. Suko, mein anderer Freund, lauerte an der Eingangstür. Von dort konnte er durch das kleine Fenster in den langen Vorgarten schauen und ihn wenigstens zu einem Teil überblicken, weil der Reporter die Lampen eingeschaltet hatte.

An der Rückseite, wo der Pool und die Terrasse lagen, leuchteten die runden Gartenlampen ebenfalls wie gelbe Glotzaugen.

Es herrschte ein scheußliches, naßkaltes Wetter. Wir konnten froh sein, im Haus zu sitzen. Aus den tiefen Wolken fiel ein Gemisch aus Regen und Schnee. Der Wind hatte aufgefrischt und schleuderte das Zeug gegen die Scheiben. Sheila Conolly und ihr Sohn Johnny hatten sich zurückgezogen. Sie warteten im Kinderzimmer, gut bewacht von Nadine Berger, der Wölfin. Wir alle erhofften Besuch. Und zwar von Vampiren!

Gesehen hatten wir sie nicht, wir mußten uns da auf Zeugenaussagen verlassen, und die waren glaubwürdig, denn die Blutsauger hatte Sheila Conolly entdeckt. Eine gewaltige Fledermaus hatte im Garten gehockt und zum Haus hin gestarrt. Sheila war zu Tode erschrocken, alarmierte ihren Mann, der in seinem Arbeitszimmer über einem Bericht hockte, und Bill hatte nichts Eiligeres zu tun, als Suko und mich anzurufen.

Noch am späten Abend waren wir losgefahren und lauerten nun auf den Blutsauger.

»Sheila hat sich vielleicht getäuscht«, sagte Bill in die Stille hinein.

»Wie kommst du darauf?« fragte ich.

»Weil wir noch nichts von dem Blutsauger gesehen haben.«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht taucht er um Mitternacht auf. Ist ja möglich.«

»Sicher.«

Ich setzte mich auf den kleinen Hocker, der dicht neben mir stand, und grübelte. Bill sah es mir an, und er fragte: »Worüber denkst du nach, John?«

»Über den Vampir. Es muß einer der roten Vampire gewesen sein. Aber weshalb hockt er sich in euren Garten, Bill? Das verstehe ich nicht.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Ich auch nicht, aber grundlos bestimmt nicht.«

»Das nehme ich an. Er muß doch wissen, daß es Selbstmord ist, wenn er sich zu dicht in unsere Nähe begibt. Deshalb begreife ich sein Tun nicht.«

»Vielleicht will er das«, meinte Bill.

Ich schaute ihn an, sah von seinem Gesicht aber nur einen hellen Fleck. »Selbstmord?«

»Kannst du dir nicht vorstellen, wie?«

»Nein, denn er muß wissen, daß wir schon zahlreiche seiner Artgenossen erledigt haben. Wenn er wirklich hier auftaucht, steckt etwas anderes dahinter, Bill.«

»Und was?«

»Das weiß ich eben nicht.«

»Dann warten wir.« Bill drehte während der Worte den Kopf, weil er Schritte gehört hatte.

Sheila kam. Sie blieb im Dunkeln an der Tür stehen. Das Licht ließ sie ausgeschaltet. »Habt ihr schon etwas gesehen?« fragte sie. Ihre Stimme zitterte.

»Nein.« Bill gab die Antwort. »Was ist mit Johnny?«

»Er schläft.«

Der Reporter holte tief Atem. »Wie kannst du…?«

»Nadine ist bei ihm.«

Bill Conolly war beruhigt. Sheila trat auf uns zu. Eine Silhouette in der Dunkelheit. Neben ihrem Mann blieb sie stehen und legte eine Hand auf seine Schulter. Bill streichelte sie, während Sheila sagte: »Ich habe Angst.«

»Das brauchst du nicht, meine Kleine.«

»Doch. Diese Bedrohung… man weiß nicht, was auf einen zukommt. Das macht mich fertig.«

»Wir schaffen es schon. John und Suko passen auf. Da kann nichts schiefgehen.«

»Was haben wir denn damit zu tun?« fragte Sheila nach einer längeren Pause. »Weshalb werden wir von den Mächten der Finsternis immer aufs Korn genommen?«

»Wir hängen nun mal mit drin«, meinte Bill. »Und ein Ausweichen gibt es nicht. Auch wenn wir fliehen, die Dämonen würden uns überall finden, glaub mir, Darling.«

»Da hast du wahrscheinlich recht. Ich denke dabei auch weniger an uns, als an den Kleinen. Er ist so hilflos. Und daß Dämonen vor Kindern nicht haltmachen, haben wir ja erlebt.« Da sprach Sheila ein

wahres Wort. Doch Johnny hatte einen Schutz. Nadine Berger war bei ihm. Die Wölfin würde ihr eigenes Leben hergeben, um ihn vor Schaden zu bewahren.

»Vielleicht ist er ja verschwunden«, sagte ich zu Sheila.

»Beruhigen würde mich das nicht, John. Da sehe ich uns jede Nacht hier sitzen und warten.«

»Da hast du recht.« Ich schaute auf meine Uhr. Es waren noch zehn Minuten bis Mitternacht. Eigentlich die Zeit für Vampire, doch leider hatte sich der Blutsauger noch nicht blicken lassen. So mußten wir warten.

Ich wollte zu Suko, bat Bill, die Stellung zu halten, und machte mich auf den Weg.

Mein chinesischer Freund und Kollege lehnte neben der Eingangstür. Die Gardine des kleinen Fensters hatte er zur Seite geschoben, um einen besseren Blick zu haben. Er drehte kurz den Kopf. »Und?« fragte ich.

»Leer wie das Portemonnaie eines Beamten kurz vor der Gehaltszahlung.«

»Meines ist immer leer«, erwiderte ich. »Wer am vierten noch Geld hat, ist geizig.«

»Wenn ich Junggeselle wäre wie du, dann…«

»Wieso? Shao ist doch mit dir nicht verheiratet.«

»Nein, aber…«

Wir hörten beide den Pfiff. Bill Conolly hatte ihn ausgestoßen. Es war das Zeichen. Ich nickte Suko kurz zu - er sollte weiterhin die Stellung halten - und ging zum Wohnraum. Ein Schatten huschte plötzlich um meine Beine. Es war die Wölfin Nadine. Sie rieb ihr Fell an meinen Waden und wollte gestreichelt werden. Mit allen zehn Fingern fuhr ich durch ihr Fell, schaute in ihr Gesicht und sah darin dieselben Augen, die Nadine schon als Mensch gehabt hatte. Es gab mir einen Stich, und ich verfluchte abermals die Umstände, die es ermöglicht hatten, daß Nadine zu einer Wölfin geworden war. Ein hartes Schicksal hatte die ehemalige Filmschauspielerin getroffen, wobei ich mich fragte, ob dieses Schicksal nun endgültig war, oder gab es eine Rückkehr?

»John!« Bills Stimme klang drängend. Ich ließ Nadine stehen und beeilte mich. Der Reporter hatte seinen Standort nicht verlassen. Weiterhin hielt er sich am Fenster auf, um in den Garten zu schauen.

»Hast du sie gesehen?« fragte ich.

»Nein, aber Nadine hat geknurrt.«

»Das ist ein gutes Zeichen.«

Bill drehte sich um. Er schaute in das Zimmer hinein. »Sheila ist wieder zu Johnny gegangen.«

Das war mir auch lieber so. Sollte es hier tatsächlich einen Kampf

geben, wollte ich die beiden aus der unmittelbaren Schußlinie haben.

Die Sekunden tropften dahin. Wir starrten in den Garten, in dem die Lampen mit den runden Köpfen ihr fahles Licht abgaben, durch dessen Schein die langen Schleier aus Schneeregen fielen.

Die Conollys hatten auch einen Tannenbaum aufgestellt. Allerdings brannten die elektrischen Kerzen nicht. Plötzlich huschte Nadine zur Tür. Wir hatten es nicht gehört, denn sie konnte sich lautlos bewegen. Erst als sich ihr Körper von der Glasfront abhob, da entdeckten wir sie.

Nadine hatte sich gestreckt und ihren Kopf witternd in die Höhe gehoben. Sie stand in einer lauernden Haltung, die Schnauze halboffen, und wir vernahmen knurrende Laute.

»Er ist da«, sagte Bill. Er zog seine Beretta und atmete tief durch.

»Siehst du ihn?« fragte ich.

»Nein, aber…«

»Sei ruhig!« zischte ich.

Bill schwieg eingeschüchtert, schaute mich fast vorwurfsvoll an, und ich deutete in den Garten hinein. »Da, nicht weit von eurem Tannenbaum, etwas schräg dahinter.« Ich hatte ihn gesehen. Nicht als fliegendes Monster, sondern als bereits gelandetes. Ein seltsam skurriles Gebilde hob sich vom Untergrund ab. Es war noch dunkler als der Boden.

»Ja, das ist er!« flüsterte der Reporter. Ich rief nach Suko und gab ihm Bescheid. Er sollte weiterhin an der Tür bleiben, denn vielleicht kam von der Vorderseite auch noch eine Riesenfledermaus, wir aber würden uns auf jeden Fall um das Biest im Garten kümmern müssen. Bill hebelte die Tür auf. Dies geschah lautlos, und wir hofften, daß uns das Tier nicht bemerkte. Zudem hatten wir uns im toten Winkel aufgebaut.

»Jetzt!« zischte ich, gab Bill einen Schlag in den Rücken und ließ ihm den Vortritt.

Er huschte aus dem Haus. Ich folgte ihm auf dem Fuß, und schon klatschten die Regenschleier in unsere Gesichter. Lange Fäden, die nie abzureißen schienen, peitschten vom Himmel. Der Schneeregen biß in meine Haut, im Nu war ich naß, doch das interessierte mich im Augenblick nicht, die Fledermaus war wichtiger.

Kaum hatten wir das Haus verlassen, als die Bestie schon reagierte. Sie breitete die Schwingen aus und stieg, noch bevor wir etwas unternehmen konnten, in die Luft.

»Verdammt, die verschwindet!« schrie Bill, blieb stehen und hob den Arm mit der Beretta.

Auch ich zielte, doch beide brauchten wir nicht einzugreifen. Das besorgte ein anderer.

Wir hatten sie nicht gesehen und auch nicht mehr an sie gedacht,

aber sie war plötzlich da und huschte als schattenhaftes Wesen an uns vorbei. Es war Nadine.

Die Wölfin konnte keiner von uns halten. Sie reagierte auch nicht auf Zuruf, sondern kannte nur ein Ziel: die Vernichtung des Riesenvampirs.

Und sie war pfeilschnell. Als sich die Riesenfledermaus vom Boden erhob, da befand sich Nadine, die Wölfin, bereits näher bei ihr als wir.

Sie stieß sich ab, der Körper wurde hochgewuchtet. Er schien immer länger zu werden, als sich Nadine in der Luft streckte und noch einmal ein Kraftstrom durch ihren geschmeidigen Körper zu jagen schien. Das Tier schnappte zu.

Und sie hatte das Glück des Tüchtigen. Der rote Vampir hatte seine Schwingen genau in demselben Augenblick nach unten geschlagen, so daß die Distanz für Nadine günstig war. Sie bekam den Flügel zwischen ihre Zähne. Das Gebiß war kräftig. Was es einmal zwischen den Zähnen hatte, das ließ es nicht mehr los, und Nadine riß den Vampir tatsächlich zu Boden. Bill wollte hinspringen und schießen. Ich aber hielt ihn zurück. Dieser Kampf ging nur die beiden etwas an. Nadine brauchte ein Erfolgserlebnis. Wenn sie es wirklich nicht schaffte, konnten wir immer noch mit einer schnell geschossenen Kugel eingreifen. So aber beobachteten wir nur.

Die Wölfin hatte den Riesenvampir tatsächlich zu Boden gerissen und hielt ihn fest. Zwar versuchte die Fledermaus sich zu befreien, sie schlug mit dem einen Flügel und fauchte wie verrückt, aber Nadine wuchtete sich auf diese Bestie, und sie sah zu, daß sie den Körper weiterhin gegen die Erde gedrückt hielt.

Den Flügel hatte sie losgelassen. Nadine drehte sich auf dem dunklen Körper, sie trampelte, fauchte, knurrte und hackte mit ihren Zähnen zu, wobei sie Fetzen aus der lederartigen Haut der Bestie riß und sie fortschleuderte. Es war ein faszinierender Kampf. Auch die Wölfin kriegte etwas ab. Wenn die Fledermaus einen Flügel freibekam, schlug sie damit zu. Sie hämmerte gegen den Körper der Wölfin, und es sah jedesmal so aus, als würde sich ein dunkles Tuch über Nadines Körper ausbreiten. Die Wölfin kämpfte.

Uns schwangen schaurige Laute entgegen. Mal schrie der blutige Vampir, dann fauchte die Wölfin. Keiner wollte nachgeben.

»Ob sie es schafft?« Bill war skeptisch und ging noch einen Schritt näher heran.

Ich blieb stehen. Der Regen peitschte auf uns nieder. Die Tropfen sammelten sich zu Bahnen und rannen über mein Gesicht. Längst hielten die Augenbrauen das Wasser nicht mehr ab. Meine Hände schafften es nicht mehr, das Zeug aus dem Gesicht zu wischen. Packte Nadine es?

Ein fürchterlicher Schrei. Fast schon menschlich zu nennen. Schrill

und nervenzerfetzend.

Nadine hatte ihn nicht ausgestoßen, sondern die Fledermaus. Schon bald sahen wir den Grund. Der Wölfin war es gelungen, sich mit ihren Zähnen im Hals der Fledermaus zu verbeißen. Das Ziel war zwar sehr klein, denn die Bestie hatte so gut wie keinen Hals, aber die Wölfin schaffte es trotzdem. Sie riß den Vampir noch von sich weg, schüttelte ihn durch und biß den kleinen, widerlichen Kopf mit den nadelspitzen Zähnen einfach ab.

Das war das Ende des roten Vampirs. Kaum hatten sich Kopf und Körper getrennt, als der Schrei verstummte, die zerfetzten Schwingen noch ein paarmal zuckten, bevor sie auf dem Boden liegen blieben und allmählich zu Staub wurden.

Das Abreißen des Kopfes hatte die gleiche Wirkung wie ein Treffer mit der Silberkugel. Der Vampir verendete.

Und wir schauten zu. Während des Kampfes waren die beiden Gegner in die unmittelbare Nähe einer der Gartenlampen geraten.

Der Lichtschein reichte aus, um erkennen zu können, daß wir es tatsächlich mit einem roten Vampir zu tun hatten. Bevor sich die Farbe veränderte und zu einem stumpfen Grau wurde, nahmen wir noch den rötlichen Farbschimmer wahr. Der Schneeregen spülte die Reste des Blutsaugers weg. Nadine trottete herbei.

Bevor sie uns erreichte, spie sie die Reste des Schädels aus, die noch zwischen ihren Zähnen steckten. Es waren bleiche Knochen, ein paar Zähne des Vampirgebisses, die allmählich grau wurden und schließlich auch zerfielen. Das also war das Ende.

»Geschafft«, sagte Bill, wollte lächeln, das jedoch gefror ihm auf den Lippen, denn beide vernahmen wir Sukos Stimme.

»Vorsicht, da ist noch einer, Freunde!« Der Chinese stand in der offenen Terrassentür. Wir sahen ihn, als wir uns umgedreht hatten.

Diesmal konnte Nadine nicht eingreifen, denn der gewaltige Schatten segelte vom Bungalowdach herbei und stürzte dann wie ein Stein auf Bill Conolly zu…

***

Die Strigen jagten heran wie ein Sturmwind. Unheimlich, gefährlich, durch nichts zu stoppen.

Auch nicht durch die roten Vampire, die sich ihnen sofort entgegenstellten.

Bevor sie allerdings in den Pulk der Satanseulen hineinstoßen konnten, fächerten diese geschickt auseinander, denn sie wollten die Blutsauger in die Zange nehmen. Eine Eule erwischte es trotzdem. Sie war nicht schnell genug, eine der Greifklauen der Blutvampire packte die Flügel, und die Strige wurde halb zerrissen zu Boden geschmettert. Sie blieb nicht weit von Vampiro-del-mar und Lady X liegen. Noch

war sie nicht zerstört, aber der Uralt-Vampir sprang vor, riß die Eule hoch und fetzte sie auseinander. Zuletzt zertrat er den Schädel, wobei er wütende Schreie ausstieß.

»Reiß dich zusammen!« fauchte die Scott wütend. »Schau lieber zu, was deine tollen Diener anstellen!«

Vampiro-del-mar richtete den Blick nach vorn. Gern gab er es nicht zu, doch es blieb ihm nichts anderes übrig. Seinen Blutsaugern ging es nicht gerade besonders. Sie waren zwar so gut wie unbesiegbar, wenn sie einmal einen Gegner gepackt hielten, nur mußten sie ihn erst mal haben, und das war bei den Strigen gar nicht so einfach.

Diese Satanseulen konnten sich sehr schnell bewegen und auch ebenso schnell angreifen. Das bekamen die roten Vampire zu spüren. Wie kleine, lebende Raketen stürzten sich die Strigen den Riesenvampiren entgegen. Man konnte sie schon als Kamikaze-Flieger unter den Dämonen bezeichnen. Trotz ihrer Größe und ihrer Gefährlichkeit hatten die roten Vampire einen großen Nachteil. Sie waren nicht flink genug für die Strigen. Diesen gelang es immer wieder, Lücken zu finden, in die sie hineinstoßen konnten. Manchmal huschten sie unter den sich bewegenden Flügeln hinweg, um gedankenschnell in die Höhe zu starten und zuzubeißen. Ihre Schnäbel waren wie Messer. Sie rissen den Blutsaugern tiefe Wunden, schlitzten die Haut auf und zerteilten sie. Zwei Vampire trudelten zu Boden, ohne daß eine weitere Strige ihr dämonisches Leben ausgehaucht hätte. Vampiro-del-mar aber zitterte vor Wut. Er mußte mit ansehen, wie seine Diener vernichtet wurden. Und das ließ ihm keine Ruhe.

»Ich werde selbst mit eingreifen«, keuchte er und bewegte sich, doch ein Zuruf von Lady X stoppte das Monster.

»Nein, es hat keinen Sinn. Du würdest es nicht schaffen. Sie sind auch für dich zu schnell.«

»Soll ich zusehen, wie sie unsere Diener vernichten?« Die Scott verzog nur lässig die Mundwinkel, während sie dem Luftkampf zuschaute und sich weiter auf das Schreien und Fauchen konzentrierte.

»Wenn Diener oder Helfer so schwach wie deine sind, dann sind sie nicht würdig, daß wir uns für sie einsetzen«, gab die ehemalige Terroristin kalt zurück.

»Du willst ihrer Vernichtung also tatsächlich zusehen?«

»Nicht ganz.«

»Dann greif endlich ein!«

Die Scott lächelte nur und interessierte sich weiterhin nur für den Kampf.

Eine Strige hatte es erwischt. Sie stieß einen Laut aus, der eine Mischung aus Kreischen und Heulen war. Dabei flatterte sie wild mit

den Flügeln, verlor Gefieder und klatschte auf den Fels, wo sie sich noch zweimal überrollte, bevor sie still liegenblieb.

Dann starb ein Vampir.

In mehreren Teilen kippte er nach unten. Jetzt hatten die Strigen schon vier dieser gefährlichen Blutsauger vernichtet. Und es würden immer mehr werden, das stand fest. Der Kampf ging weiter.

Die Strigen gewannen die Oberhand. Sie kannten keinen Pardon, der Haß war nicht vergessen, und sie trieben die roten Vampire auseinander.

Es blieben zumeist zwei bei den großen Fledermäusen, um sie von verschiedenen Seiten angreifen zu können. Auch wenn sie durch Flügelschläge getroffen wurden, erholten sich die Strigen schnell und griffen erneut an.

Sogar auf Vampiro-del-mar und Lady X schossen sie zu. Vor dem Uralt-Vampir tauchten sie auf. Ihre Schädel erschienen in all ihrer Häßlichkeit dicht vor Vampiro-del-mar, dessen Klauen vorschnellten und sich in einer der Satanseulen verkrallten.

Vampiro-del-mar tobte seine Wut an der gefangenen Strige aus. Er riß dieses Wesen in Stücke und schleuderte es fort. Und jetzt griff Lady X ein. Sie hatte bewußt so lange gewartet, weil sie sehen wollte, wie sich die roten Vampire schlugen. Nun bahnte sich die absolute Niederlage an, und sie war gezwungen, etwas zu unternehmen. Nicht umsonst besaß sie den Würfel des Unheils. Und der ließ sich von seinem Besitzer manipulieren. Lady X konzentrierte sich. Innerhalb des Würfels bewegte sich etwas. Da wallten Schlieren, es entstanden Wolken, und sie breiteten sich aus und verließen den Würfel. Der Nebel fand seinen Weg, wurde ausgestoßen und fächerte im Nu aus.

»Verschwinde du in der Höhle!« befahl Lady X, die selbst gegen den Todesnebel immun war. Träge und doch zielstrebig zogen die weißlichen Wolken den Riesenfledermäusen entgegen, obwohl sie vor allen Dingen die Strigen treffen sollten. Aber es war nicht zu vermeiden, daß auch die roten Vampire in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Zuerst erwischte es eine Satanseule. Sie flog in den Nebel hinein, wurde von der quirlenden Wolke umweht und gab ein Geräusch von sich, das an den Schrei eines Menschen erinnerte.

Schemenhaft war sie zu sehen. Unkontrolliert schlugen ihre Flügel. Plötzlich löste sich das Gefieder auf, zurück blieben Knochen, und als Skelett fiel die Strige zu Boden. Dann erwischte es einen Vampir.

Auch er löste sich auf. Seine hohen, schrillen Schreie verstummten allmählich.

Vampiro-del-mar tobte. »Laß es sein!« brüllte er. »Du vernichtest sie mit!«

Lady X lachte. »Du wolltest doch den Tod der Strigen, dann mußt du

auch Opfer bringen.«
Diese Antwort war zuviel für den Uralt-Vampir. Er hatte erlebt, wie wenig Rücksicht die ehemalige Terroristin nahm. Sie sah nicht die Mordliga als Ganzes, sondern nur sich und ihren Vorteil. Aber Vampiro-del-mar wollte seine Diener behalten.
Plötzlich sah er rot. In der Höhle hielt er es nicht mehr aus.
Er rannte auf die Scott zu, stoppte und drosch ihr seitlich stehend den Würfel aus den Händen.
Wie von einem Katapult wurde die Waffe weggeschleudert und landete am Boden. Der Würfel überschlug sich noch, bis er von einem Stein gestoppt wurde.
»Bist du wahnsinnig?« kreischte Lady X, die die Arme des Blutsaugers wie eine Klammer um ihren Körper spürte.
»Nein, du bist es! Du vernichtest meine Diener! Ich will, daß du es stoppst!«
Lady X keuchte. Sie konnte die Umklammerung nicht lösen, der Vampir war zu stark. »Nur so kann man die Strigen töten!« schrie sie. »Nur so und nicht anders!«
»Und meine Diener?«
»Sie taugen nichts. Sie taugen überhaupt nichts!« kreischte die Scott. »Es ist nicht schade um sie!«
Plötzlich änderte Vampiro-del-mar seinen Griff. Während er in den Todesnebel schaute, der sich immer weiter ausbreitete und eine Wand gebildet hatte, löste er für einen Moment die Umklammerung, um sofort eine andere anzusetzen. Plötzlich umklammerte er das Genick von Lady X. Der linke Arm war vorn am Hals, der rechte hinten. Lady X verspürte keine Schmerzen, sie war kein Mensch, aber sie wußte, daß ihr Vampiro-del-mar durch diesen Griff das Genick brechen konnte.
»Wenn du dem Nebel keinen Befehl zum Rückzug gibst, ist es aus mit dir!« Seine finstere Drohung würde Vampiro-del-mar in die Tat umsetzen, denn in diesen Momenten war er zu allem fähig. Aber Lady X wollte nicht klein beigeben, sie hatte noch nie gekuscht, zudem war sie die Chefin der Mordliga. Und sie erhielt Hilfe.
Xorron, dieses unheimliche Monster, hatte bemerkt, in welchen Schwierigkeiten seine Herrin steckte. Und er war ein treuer Diener. So wie er früher Solo Morasso zur Seite gestanden hatte, unterstützte er nun bedingungslos Lady X.
Er wußte sie in Gefahr, tauchte am Höhleneingang auf und blieb für einen Moment stehen, um die Lage zu überblicken. Dann hielt ihn nichts mehr.
Mit Riesenschritten stürmte das weißlich schimmernde Monster los, hob beide Arme und ließ sie krachend auf die breiten Schultern Vampiro-del-mars sausen. Das überstand selbst der Uralt-Vampir

nicht. Er lockerte seinen Griff und fiel dabei zusammen mit Lady X zu Boden. Die zog die Beine an, versenkte die Füße in Vampiro-del-mars Leib, stieß sich ab und hatte genügend Schwung, um auf die Beine zu gelangen.

Plötzlich stand sie. Haßverzerrt war ihr Gesicht, als sie auf Vampiro-del-mar niederschaute. Dann bewegte sie die linke Schulter, und die Waffe rutschte in ihre Hand. Sie schoß nicht, sie schlug.

Zweimal raste der harte Lauf nach unten. Und beide Male traf er voll ins Ziel.

Vampiro-del-mar zuckte zuerst hoch, wurde dann zurückgeschleudert, krachte auf den Rücken und rollte weiter. Aus seinem Mund drang ein wildes Heulen. Er geriet nahe an den Todesnebel und bemerkte es im letzten Moment. Ein Schrei drang aus seinem Mund, bevor er auf allen vieren zurückkroch und sich dabei dem Eingang der Höhle näherte. Lady X verfolgte seinen Weg mit der Mündung ihrer Maschinenpistole.

»Ich sollte dich vernichten!« brüllte sie. »Zerreißen lassen von Xorron, aber ich gebe dir noch eine Chance. Halte dich zurück und überlasse mir die Entscheidungen!«

Der Uralt-Vampir kauerte am Boden. Aus seinem Maul drangen stöhnende Laute. Er wußte, daß er verloren und man ihn gedemütigt hatte. Er konnte nichts tun, befand sich wieder einmal in der Verliererposition und mußte der Scott die Initiative überlassen.

Neben ihr hielt sich Xorron auf. Wie ein Denkmal stand er da. Unbeweglich. Nichts rührte sich in seinem Gesicht, in dem sowieso keine Sinnesorgane zu erkennen waren, sondern nur Schlitze für Augen, Nase und Mund. Er würde jedoch sofort eingreifen und Vampiro-del-mar töten, wenn Lady X es befahl. Der Uralt-Vampir öffnete sein Maul. Die gewaltigen Hauer erschienen. Lang und gekrümmt waren sie. Fast berührten sie schon das Kinn des Monsters.

Vampiro-del-mar schwieg, und ein kaltes Lächeln kräuselte um die Lippen von Lady X. So wollte sie es haben. So und nicht anders. Dieser Blutsauger mußte ein für allemal Bescheid wissen, sonst lief überhaupt nichts. Sie war die Chefin und kein anderer.

»Hast du es begriffen?« fauchte sie den Vampir an. »Hast du es endlich begriffen?«

»Meine Diener…«

»Taugen nichts!« schrie Lady X. »Sie sind viel zu unbeweglich. Wenn sie schon gegen die Strigen nichts ausrichten können, gegen wen wollen sie dann gewinnen? Es war ein guter Test.«

Mit einer hastigen Bewegung ihres Kopfes schleuderte Lady X das lange Haar zurück und ging. Ihr Ziel war der Würfel Sie schaute gegen die Nebelwand. Hin und wieder sah sie innerhalb der grauen tödlichen Suppe Schatten. Doch sie glitten oder flogen nicht mehr, sondern

taumelten. Zumeist befanden sie sich im Stadium der Auflösung.

Lady X bückte sich und nahm den Würfel hoch. Sie hielt ihn mit beiden Händen, konzentrierte sich wieder auf den Nebel, der sich auf einmal zusammenballte und zu einer dichten, pilzförmigen Wolke wurde, bevor er sich in Bewegung setzte.

Sein Ziel war die Scott und der Würfel.

Während des Wegs änderte er noch einmal seine Form. Aus der Wolke wurde ein langer Streifen, der in der Luft schwebte und Kurs auf den Würfel nahm. Dies geschah absolut lautlos.

Kaum hatte der Nebel den Würfel des Unheils berührt, da wurde er von ihm aufgesaugt.

Er verschwand innerhalb des Quaders.

Ein magisches Phänomen, einmalig in seiner Art und auf der ganzen Welt.

Lady X hatte mit diesem Würfel eine Waffe in der Hand, die sie fast unschlagbar machte.

Jeder konnte erkennen, was sich innerhalb des Todesnebels abgespielt hatte.

Es waren keine roten Vampire mehr zu sehen. Der Nebel hatte sie vernichtet.

Aber auch Strigen schwebten nicht mehr vor dem Eingang der Höhle. Der Todesnebel hatte sie ebenfalls zerstört. Er machte keinen Unterschied bei Freund und Feind.

Als sie den Blick hoben, da sahen sie noch zwei Satanseulen.

Diese mußten den Nebel umflogen haben, denn sie schwebten ziemlich hoch und waren nur bei genauem Hinsehen zu erkennen.

»Das war's«, sagte Lady X und schaute den Uralt-Vampir an. »Wie viele Diener hast du noch?«

Vampiro-del-mar zuckte zusammen, bevor er die Antwort gab. »Keine mehr«, sagte er rauh. »Zwei sind noch in London bei diesem verfluchten Geisterjäger, aber sie werden kaum überleben.«

»Das denke ich auch«, erklärte Lady X. »Deine Diener taugten nichts. Du wolltest es ja nie wahrhaben, nun hast du den Beweis.«

»Wie soll es weitergehen?«

Lady X hob die Schultern. »Das laß nur meine Sorge sein. Der Plan, den ich ausgeklügelt habe, ist gut. Sinclair wird darauf anspringen, es bleibt ihm nichts anderes übrig. Und wenn es soweit ist, sind wir da, das verspreche ich dir.«

Der Uralt-Vampir erwiderte nichts. Er senkte seinen häßlichen Schädel und ging zurück in die Höhle. Er wußte, daß er soeben eine Niederlage erlitten hatte…

***

Die Fledermaus war so schnell, daß sie Bill erreichte, bevor wir

schießen konnten. Zudem traute ich mich nicht, abzudrücken, zu leicht hätte ich meinen Freund treffen können. Der Reporter stieß einen Schrei aus, als die Fledermaus über ihm zusammenbrach und ihn mit zu Boden riß. Bill fiel auf den Rücken, das konnten wir noch erkennen, dann war von ihm nichts mehr zu sehen, nur noch ein hart schlagendes Schwingenpaar und ein wild zuckender Körper. Wenn es dem roten Vampir gelang, seine Zähne in Bills Hals zu hacken, war der Reporter verloren. Das wußte nicht nur ich, sondern auch Suko. Mit gewaltigen Schritten hetzte der Chinese herbei. Er hielt die Dämonenpeitsche in der Hand und schlug aus dem Lauf zu. In der Tür stand jetzt Sheila. Sie hatte alles beobachtet, und wir vernahmen ihren ängstlichen Schrei. Die drei Riemen der Peitsche klatschten auf den Körper des Blutsaugers.

Suko hatte wuchtig geschlagen, die Magie der Peitsche war sehr stark, sie riß den Blutsauger fast auseinander. Wo sie getroffen hatte, zeichneten sich hellere Streifen auf der Haut ab, die allmählich vergingen und die Flügel zerstörten.

Als Staub rieselte der Vampir rechts und links neben dem Reporter zu Boden. Ich lief zu ihm.

Bill lag auf dem Rücken. Die Arme hatte er zum Schutz des Halses hochgehalten. Die Kleidung hatte ihn am Körper gut geschützt, und der Riesenfledermaus war es nicht gelungen, ihn zu beißen. »Bill! Bill!«

Sheila hetzte herbei, während die Wölfin um unsere Beine strich.

Bill ließ die Arme sinken. Er grinste sogar. »Ich muß ein besonderes Blut haben«, meinte er. »Immer versuchen sie es bei mir. Verdammte Blutsauger.«

Er schüttelte sich, rollte sich auf die Seite und erhob sich ächzend. Wir halfen ihm.

Ein wenig zitternd blieb der Reporter stehen und nahm seine Frau in die Arme.

»Das hätten wir geschafft«, sagte Suko.

»Bist du sicher, daß keine weiteren Vampire mehr da sind?«

»Ich habe keinen gesehen.«

»Komm, laß uns reingehen!« Bill drehte sich aus Sheilas Umarmung und ging mit ihr auf das Haus zu.

Suko folgte, ich nahm den gleichen Weg, warf aber noch einen Blick auf die Reste des Vampirs.

Und dann sah ich etwas. Es lag im Staub und war vom Regen noch nicht fortgespült worden.

Ich bückte mich und hob es auf.

Es war ein kleiner Sack. Das Material fühlte sich lederartig an. Es ließ kein Wasser durch. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß dieser Gegenstand einem der Conollys gehörte. Zudem

lag er genau dort, wo der Blutsauger verendet war. Das mußte eine andere Bedeutung haben. Leer war er nicht. Das spürte ich an seinem Gewicht. An den Seiten war er verschnürt worden.

Hier im Regen wollte ich ihn nicht öffnen, außerdem sollten auch die anderen wissen, was ich da gefunden hatte. So schnell es ging, lief ich zurück ins Haus. Sheila hatte schon Decken geholt. Sie lagen um Sukos, Bills und ihre Schultern. Mir wurde ebenfalls eine Decke zugeworfen, und ich hängte sie mir über.

Der Boden im Wohnraum war schon von den anderen verdreckt worden, deshalb hatte ich auch kein schlechtes Gewissen, als ich über die Schwelle trat.

»Was hast du denn da?« fragte mich Bill und meinte damit mein kleines Fundstück.

»Das lag in eurem Garten.«

»Bei uns?«

»Ja, ich fand es dort, wo der rote Vampir vergangen ist.« Jetzt traten sie alle näher. Bill und Sheila schüttelten die Köpfe.

»Nein, das stammt nicht von uns«, erklärte Sheila. »Ich habe es nie gesehen.«

»Und trotzdem lag es in eurem Garten«, sagte ich. »Hat es vielleicht jemand verloren?«

»Aber wer?« fragte Bill und schaute uns der Reihe nach an.

Keiner wußte eine Antwort, bis Suko sagte: »Es kann eigentlich nur von dem Vampir stammen.«

Wir schauten uns an. Was mein chinesischer Freund und Kollege da gesagt hatte, klang plausibel.

»Sieh doch mal nach, was drin ist«, schlug Sheila vor.

»Das werde ich.«

Auf dem Handteller meiner Linken lag der kleine Lederbeutel. Mit einer hellen Kordel war er zugebunden worden.

Mit den Fingerspitzen pulte ich den Knoten auseinander und öffnete den kleinen Sack.

Die Freunde schauten mir über die Schulter. Ich griff hinein und holte einen kleinen Gegenstand hervor.

»Sieht aus wie ein Stein«, meinte Bill.

»Ist auch einer. Aber mit Papier umwickelt«, erwiderte ich.

Das Säckchen warf ich zur Seite, wickelte das Papier ab und erkannte mit Staunen, daß es beschriftet worden war.

Da hatte uns jemand eine Nachricht hinterlassen.

»Jetzt bin ich gespannt«, meinte der Reporter.

Ich war es auch, glättete das Papier vorsichtig und begann zu lesen.

»Lies bitte laut«, sagte Bill.

Das tat ich. »Hallo, Geisterjäger! Wenn Du meine Nachricht findest, wirst Du wahrscheinlich den roten Vampir erledigt haben. Es ist auch

nicht tragisch um ihn, er taugt sowieso nichts. Aber nicht nur Du bist sein Feind, sondern auch die Strigen. Und ich weiß, daß Du Strigus gern eins auswischen willst. Ich kann Dir den Weg zeigen, um ihn aufzuspüren. Er hat seine Hochburg in Norwegen. Du mußt den Knochenthron der Satanseulen finden, mehr nicht.«

Es folgte noch eine genaue Ortsbeschreibung, die ich mir vorerst sparte.

»Und wer hat die Nachricht geschrieben?« fragte Bill Conolly.

»Rate mal!«

»Lady X«, sagte Suko trocken.

»Genau. Der Zettel stammt von ihr. Sie will uns auf die Spur der Strigen führen.«

»Eine verdammte Falle.« Bill Conolly sprach die Worte, nickte und ging dann zur Hausbar, um Whisky einzuschenken. Wir erhielten jeder ein Glas, auch Sheila und Suko.

»Aber weshalb gibt sie uns auf so einem umständlichen Weg diese Information?« fragte ich.

Bill hob die Schultern. »Glaubst du denn, sie würde sich selbst hertrauen?«

»Das stimmt auch wieder.«

»Fahren wir nach Norwegen?« Suko grinste, als er die Frage stellte. »Eine erkannte Gefahr ist nur eine halbe.«

»Ich wüßte nicht, was dagegen spräche.«

»Aber die erwarten euch doch!« mischte sich Sheila ein. »Glaubt mir das. Lady X hat sich bestimmt etwas dabei gedacht. Die tut so etwas nicht aus reiner Menschenfreude.«

»Das ist klar. Sie will, daß wir für sie die Kastanien aus dem Feuer holen.«

»Und warum übernimmt sie das nicht selbst?« wollte Sheila wissen. »Sie ist doch stark genug.«

»Möglich. Doch wie ich sie kenne, hofft sie darauf, daß auch wir die Strigen nicht schaffen und sie als lachende Dritte eingreifen kann. Es wäre ja nicht das erstemal, daß wir von einem Gegner einen Tip erhalten. Nein, die hat mal wieder ein ganz raffiniertes Spiel eingefädelt. Das gehört alles zu ihrem großen Plan. Sie will die Allianz der Vampire und vorher sämtliche störende Hindernisse aus dem Weg räumen. So sehe ich es.« Die anderen konnten nur nicken. Auch für sie gab es keine andere Erklärung.

»Lies doch mal den Ort vor, wo angeblich der Knochenthron stehen soll«, forderte Bill.

Sheila verstand und mischte sich sofort ein. »Willst du auch mit nach Norwegen?«

Der Reporter grinste. »Ein wenig Luftveränderung könnte mir ganz gut tun.«

Sheila senkte den Blick. Früher wäre sie an die Decke gegangen, aber sie hatte sich mittlerweile daran gewöhnt, daß sie ihren Mann nicht festbinden konnte.

»Wir geben schon auf ihn acht«, sagte ich.

Sheila nickte heftig. »Ich weiß, ihr haltet alle zusammen. Aber uns geht die Sache doch nichts an.«

»Doch«, erklärte der Reporter. »Der Lederbeutel lag in unserem Garten.«

»Um eine Ausrede bist du nie verlegen.«

Bill warf mir einen Blick zu. »Das habe ich von dir gelernt.«

Danach verließ er schnell das Zimmer.

Er kam wenig später zurück. Ich hatte inzwischen mein Glas geleert, auch Suko nippte an dem Whisky und verzog das Gesicht, als hätte er Säure getrunken.

Bill brachte den Atlas. Er legte ihn aufgeschlagen auf den Tisch. »Norwegen«, murmelte er, »da haben wir es.«

Den Ort, den Lady X uns aufgeschrieben hatte, gab es gar nicht. So sehr wir suchten, wir fanden ihn nicht.

»War wohl eine Finte«, meinte Bill.

»So schnell geben wir nicht auf«, widersprach Suko und suchte allein weiter.

»Was willst du denn noch finden?«

»Wie hießt der Ort noch mal?«

»Kabelvag«, sagte ich.

Suko lachte. »Habe ich es mir doch gedacht. Das Kaff liegt zwar nicht in Norwegen, aber trotzdem gehört es dazu. Habt ihr schon mal was von den Lofoten gehört?«

»Klar, das ist eine Inselgruppe«, sagte Bill.

»Genau. Und dort findest du Kabelvag.«

Jetzt schauten wir wieder auf die Karte. Die Lofoten setzen sich aus zahlreichen Inseln zusammen, die dicht gedrängt vor der norwegischen Nordwestküste liegen.

Da also mußten wir hin.

Plötzlich jubelte Bill auf. »Mensch, John, da gibt es sogar einen Flugplatz in der Nähe!«

»Besser kann es überhaupt nicht laufen!« Suko lachte. Auch ich atmete auf. Die Schwierigkeiten schienen doch nicht so groß zu werden, wie es zu Beginn ausgesehen hatte. Vielleicht fanden wir dort tatsächlich die Geburtsstätte der Strigen, denn der alten Legende nach stammten sie aus Norwegen.

Sheila sagte noch etwas. Und sie hatte recht mit ihren Worten. »Wißt ihr eigentlich, was da oben für ein Wetter herrscht?«

Wir schauten uns an. »Winter, Schnee, Eis…«

»Der Schnee wird unsere Aufgabe nicht gerade erleichtern«, sagte

Suko und legte sein Gesicht in Sorgenfalten.

»Dämonen nehmen auf das Wetter keine Rücksicht«, erwiderte ich. »Los, Alter, wir werden schon mal die Vorbereitungen treffen.«

»Und wie sehen die aus?« fragte Bill.

»Warme Unterhosen kaufen, damit dir der… nicht abfriert…«

***

Zuerst war es nur grau gewesen. Eine gewaltige graue Fläche, die sich unter uns bewegte, aber so etwas kannte ich ja, die Nordsee war mir schließlich nicht unbekannt. Dann kam der Schnee.

Unser Pilot fluchte das Blaue vom Himmel herunter. Wir mußten in die dicken Wolken rein, hatten Angst, daß die Motoren vereisten, und konnten für eine Weile nichts mehr sehen, denn der Flockenwirbel war dicht wie eine Mauer. Organisatorisch hatte alles ausgezeichnet hingehauen. Sir James hatte seine Beziehungen spielen lassen, mit der norwegischen Polizei würde es keinerlei Schwierigkeiten geben, und wir waren von einem Flugzeugträger der englischen Marine gestartet.

Alles lief glatt, bis zu diesem verdammten Schneesturm, in dessen Zentrum wir ausgerechnet hineinflogen. Wenn wir aus dem Fenster schauten, konnten wir tatsächlich nicht die berühmte Hand vor den Augen erkennen. Da war alles grau. Wir ließen den Piloten schimpfen und schwiegen lieber. Dieser Schneesturm war schlimmer als der Nebel bei unserem Hubschrauberflug in den Karpaten. Wenn der anhielt, war eine Landung nicht möglich. Wir hatten Glück.

Die Wetterfront war örtlich begrenzt. Es wurde plötzlich heller, und wenig später schon klärte sich die Sicht auf. Zwar flogen wir weiterhin auf Ostkurs, unter uns wogte noch immer der Atlantik, aber in der Ferne sahen wir blasse Streifen.

»Das sind die Inseln«, erklärte der Pilot, und hörbar atmete er auf.

In Kabelvag konnten wir leider nicht landen. Wir mußten den nächst gelegenen Ort mit dem seltsamen Namen Svolvaer anfliegen. Dort befand sich ein Flugplatz.

»Das ist bestimmt nur eine Piste«, sagte der Pilot, als wir allmählich an Höhe verloren.

Unter uns lagen die Inseln. Weiße Flächen, dabei gebirgig und vor allen Dingen einsam. Auf den Lofoten lebten kaum Menschen. Wenn, dann hielten sie sich an den Rändern der Insel auf, wo ihre Fischerboote in den kleinen Häfen lagen. Es schneite nicht mehr. Sogar die Sonne stand an einem fahlblauen Himmel, der irgendwie seltsam aussah. So einen herrlichen Winterhimmel hatte ich noch nie gesehen und auch noch nie eine Sonne erlebt, die so wenig Kraft hatte. Zum Glück war die Landebahn beleuchtet. Über Funk hatte der Pilot Kontakt mit der Bodenstation aufgenommen und die Erlaubnis erhalten, den Metallvogel auf der von Schnee und Eis geräumten Piste

aufzusetzen. Unser Mann verstand sein Handwerk.

Als die Räder Kontakt bekamen, wurden wir nur einmal durchgeschüttelt, ansonsten verlief die Landung glatt. Wir rollten durch eine Schneise, denn rechts und links der freien Fläche türmte sich der Schnee zu Wänden hoch. Sie verdeckten auch die Sicht auf die Gebäude des Flugplatzes, die erst wieder erschienen, als wir auf einen freien Platz zu rollten. Einige Tankwagen standen herum, wir sahen drei offene Hangare und entdeckten mehrere Sportmaschinen, die im Freien standen. Ein Mann mit Fahnen winkte uns zur Abfertigungshalle, wo der Pilot die Maschine allmählich ausrollen ließ.

Als wir stoppten, atmeten wir auf.

Der Pilot drehte sich um. »Ihr seid blaß um die Nasen, Freunde.«

»Kein Wunder, bei dem Flug.«

»Ja. Ich hoffe, daß der Rückflug besser wird. Aber da wird ein norwegischer Kollege euch fliegen. Ich tanke auf und verdrücke mich wieder. Ich habe nämlich Weihnachtsurlaub, und zu Hause in Sheffield warten Frau und zwei Kinder auf mich.«

»Grüßen Sie die Familie«, sagte Bill und stieß die Tür auf. Er kletterte als erster aus der Maschine, Suko folgte, und ich bildete den Schluß. Erst als wir draußen standen, spürten wir die Kälte. Schuld daran war der Wind, der über das Rollfeld fegte und aus Richtung Osten kam. Es war auch nicht so klar, wie es den Anschein gehabt hatte, denn der Wind brachte feine Schneekörner mit, die augenblicklich in unsere Gesichtshaut bissen.

Der Weg zur Halle war ebenfalls vom Schnee freigeschaufelt worden. Vor der großen Tür standen Wachposten mit Gewehren. Sie verzogen keine Miene, als wir an ihnen vorbeigingen.

Die Wärme im Innern tat gut. Wir rieben uns die Hände und schauten uns um.

Natürlich hatten wir keinen Flughafen der internationalen Klasse erwartet, hier war alles noch beschaulich und übersichtlich. Aber es gab auch Verkaufsstände und Schalter wie bei den großen Flughäfen in aller Welt. Der Mann, der uns erwarten sollte, hieß Nils Björnsson. Wie er aussah, wußten wir nicht, aber es erhob sich ein breitschultriger Typ mit hellblonden Haaren aus einem der schwarzen Ledersessel.

»Das ist er«, sagte Bill.

»Was macht dich so sicher?«

»Sein Auftreten.« Der Reporter grinste und nickte dann, als uns der Mann zuwinkte.

Er trug eine dunkle Lederjacke und Cordhosen. Sein Hemd war aus Baumwolle und das Gesicht gerötet.

»Sie sind die Kollegen aus England«, sagte er und lachte breit, wobei

auf seinem Gesicht zahlreiche Fältchen entstanden.
»Wir können es nicht leugnen«, erwiderte ich. Er drückte uns die Hand. Bei Suko stutzte er.
»So international hätte ich mir die englische Polizei nicht vorgestellt«, meinte er und lachte wieder.
»Vielleicht setzt sich das bei Ihnen in Norwegen auch noch durch«, erwiderte Suko.
»Hoffentlich«, sagte Björnsson. »Bei uns herrscht nämlich großer Nachwuchsmangel.«
»Wie überall«, sagte ich abwinkend.
»Ja. Mich wundert es sowieso, daß man mich abgestellt hat. Und… bitte nennen Sie mich Nils.«
»Okay.« Auch wir bestanden darauf, bei den Vornamen genannt zu werden. Nils schlug mir auf die Schultern.
»Aber erst wollen wir einen Schluck trinken. Um Ihr Gepäck wird man sich kümmern, da brauchen Sie keine Angst zu haben.«
»Hunger hätte ich auch«, meinte Bill.
Da lachte der Norweger. »Sie bekommen bei uns den besten Fisch in ganz Europa.«
Ein kleines Restaurant befand sich ebenfalls innerhalb des Gebäudes. Als Aufwärmgetränk bestellte Nils erst einmal einen Aquavit. Wir prosteten uns zu und kippten den Schnaps. Er wärmte prima.
Danach aßen wir Heringe. Es waren Filets, schon entgrätet, gut gesalzen und mit kräftigen Zwiebeln garniert. Dazu gab es eine Soße, die nach Senf und Curry schmeckte. Als wir den ersten Hering gegessen hatten, sagte Bill Conolly genau den richtigen Satz.
»Der schmeckt nach mehr!«
Nils lachte. »Das habe ich mir gedacht. Deshalb habe ich noch einige bestellt.«
Suko und ich aßen vier halbe Heringe, während Bill es auf fünf brachte.
Anschließend mußten wir uns zurücklehnen, so voll waren unsere Mägen.
»Da müssen wir einen zweiten Aquavit trinken«, sagte der norwegische Kollege und bestellte eine Runde.
Wenn das so weiterging, kamen wir nicht mehr dazu, irgendwelche Strigen zu jagen. Das sagte ich auch.
Nils Björnsson, der im Rang eines Inspektors stand, winkte nur lässig ab. »Die Kälte wird euch schon munter machen.«
Damit waren wir beim Thema. »Wo müssen wir eigentlich hin?« wollte ich wissen.
»In die Berge.« Das Gesicht des Kollegen verschloß sich. »Wissen Sie, was das im Winter bedeutet?«
»Nein«, antwortete ich, »aber ich kann es mir gut vorstellen.«

»Müssen wir zu Fuß gehen?« fragte Bill.
»Wahrscheinlich.«
»Und Hundeschlitten?« warf Suko ein.
»Wenn wir welche bekommen…«
Wir standen tatsächlich vor großen Problemen. Ich dachte an einen Hubschrauber. Der war für uns bisher immer das beste Transportmittel gewesen, doch dagegen hatte Nils etwas.
»Nein, Freunde, mit dem Hubschrauber ist es zu gefährlich. Schaut mal nach draußen. Das sieht alles so wunderschön aus, aber innerhalb einer halben Stunde kann sich das Wetter ändern. Das geht radikal. Bei einem Hubschrauber würde der Rotor vereisen, da spreche ich aus Erfahrung, denn wir haben schon einigen Ärger gehabt.«
Ich wechselte das Thema. »Was wissen Sie über die Strigen?«
Der norwegische Kollege lächelte, bevor er mit einer Antwort herausrückte. »So einiges«, erwiderte er. »Ich habe mich über diese Dämonenart genau erkundigt, und wenn ich Ihnen jetzt eine Erklärung gebe, stütze ich mich auf die alten Legenden.«
»Tun Sie das.«
»Es ist so, die Strigen sollen schon seit Tausenden von Jahren existieren. Als das Eis abtaute und sich die Wälder bildeten, da wurden sie geboren. Wie das genau vor sich ging, kann ich nicht sagen, aber es gibt da eine Geschichte, die auf Strigus und seinen Schädelthron hinweist.«
»Hat ihn schon jemand gesehen?« fragte Bill.
»Nein.«
»Dann wissen Sie auch nicht genau, wo wir suchen müssen, Nils?«
»So ist es, Bill. Wir können uns nur ungefähr in dem Gebiet bewegen, wo man den Schädelthron vermutet. Ich sage bewußt vermutet, denn gesehen und beschrieben hat ihn noch niemand. Von diesem Schädelthron aus dirigiert Strigus seine Eulen-Armee. Er kann sich das leisten, denn wo wir hinwollen, ist Urwald. Er gehört den Strigen und der weißen Schnee-Eule.«
»Moment«, sagte ich, »was weißt das, er gehört der weißen Schnee-Eule?«
Nils Björnsson schaute uns erstaunt an und lächelte dabei. »Haben Sie nie davon gehört?«
»Nein«, sagte Bill. »Ich weiß wohl, daß es eine Schnee-Eule gibt. Aber nicht in Verbindung mit Strigus.«
»Ja, die Schnee-Eule und er beherrschen den Schädelthron, das ist eine altbekannte Geschichte.«
»Uns jedenfalls ist sie neu«, erklärte ich. »Wobei wir noch einen Gegner mehr hätten.«
»Was erzählt man sich denn so von der Schnee-Eule?« wollte mein Freund und Kollege Suko wissen.

Der norwegische Inspektor winkte ab. »Schauermärchen. Sie macht nachts Jagd auf kleine Kinder. Unsere Mütter erzählen ihren Sprößlingen die Geschichten von der Schnee-Eule immer als Warnung. So ähnlich wie das Märchen vom schwarzen Mann.«

»Gibt es Zeugen?«

»Nein und ja. Hin und wieder hat ein Waldläufer sie mal entdeckt oder will sie gesehen haben, aber was dran stimmt, kann ich Ihnen auch nicht genau sagen.«

»Vielleicht entdecken wir sie«, meinte Bill. »Bei unserem Glück mit Dämonen ist das sehr wahrscheinlich.«

Als Björnsson lächelte, erkundigte ich mich nach dem Grund.

»Ach, wissen Sie, John, es ist so. Sie sprechen da von Dämonen, als wären es normale Menschen oder die normalste Sache der Welt. Darüber muß ich mich wundern.«

»Leider ist es für uns eine normale Sache geworden. Wir haben schon aufgehört, uns über irgend etwas zu wundern.«

»So schätze ich euch auch ein.« Er drehte den Kopf, weil zwei Männer das kleine Restaurant betraten, die unser Gepäck trugen und auch andere Kleidung bei sich hatten.

»Dann zieht euch mal um«, sagte Nils und stand auf.

Das war wörtlich gemeint, denn die Kleidung, die wir uns in einem kleinen Extraraum überstreiften, hätten Eskimos gut zu Gesicht gestanden. Die Jacken waren mit Fell gefüttert. Kapuzen schützten unsere Köpfe. Der Stoff war so weit geschnitten, daß wir die Kapuzen fast über unsere Gesichter streifen konnten.

Die Handschuhe waren Fäustlinge, und ich fragte mich, wie ich damit schießen sollte. Die Freunde wußten auch keine Antwort.

Eine Seitentür wurde geöffnet, und unser norwegischer Kollege erschien. Er streckte nur seinen Kopf in den Raum und fragte: »Alles klar, Kameraden?«

»Haben Sie uns Öfen gegeben?« fragte Bill.

Da lachte Nils. »So ähnlich, aber ihr werdet froh sein, daß ihr das Zeug anhabt. Wartet nur ab.«

Er räusperte sich. »Es gibt ja Leute, die schwören auf moderne Thermokleidung. Ich sage aber, es geht nichts über die Natur.«

»Richtig«, bestätigte ich, »das ist auch meine Ansicht.«

Danach verließen wir den Raum und wurden direkt von der klirrenden Kälte empfangen.

Ich schaute zu den Bergen hin. Sie hoben sich wie riesige Buckel von der Ebene ab.

Alles war weiß. Man konnte die dichten Wälder aus dieser Entfernung nicht erkennen, aber sie waren da, und wir mußten hin, um den geheimnisvollen Knochenthron zu finden. Würden wir auch Strigus treffen?

Ich hoffte es, denn dieser Dämon mußte vernichtet werden. Das hatte ich mir fest vorgenommen.

***

Über den Anden lag eine fahle Helligkeit. Ein seltsam helles Licht, das man trotz allem nicht als strahlend bezeichnen konnte, aber Konturen sehr scharf und deutlich hervorhob. Dieses Licht gab es nur im Hochgebirge. In Europa ebenso wie in den Anden oder im asiatischen Himalaja. Davon sahen die Wesen in der Höhle jedoch nichts. Dort brannte noch immer das Feuer. Lady X hatte Holz nachgelegt. Die tanzenden Flammen schufen bizarre Schatten, die lautlos über die Wände huschten oder die Gesichter der Monster berührten und sie noch mehr verzerrten. In die Flammen stierte Vampiro-del-mar. Er hatte sehr an seiner Niederlage zu knabbern. In die roten Vampire hatte er großes Vertrauen gesetzt, jetzt gab es sie nicht mehr, und er hatte zusehen müssen, wie sie von den Strigen und von dem Todesnebel vernichtet worden waren. Das wurmte ihn.

Er wußte nicht, ob in irgendwelchen tiefen Höhlen noch rote Vampire schliefen, er konnte nur hoffen, daß es so war und er sie eines Tages entdeckte.

Sein Haß gegen Lady X hatte sich nicht verringert. Eher war das Gegenteil eingetreten. Der Uralt-Vampir konnte sich nicht damit abfinden, daß sie die Strigen nicht gestoppt hatte. Für ihn kam dies einer Entmachtung gleich, die Schritt für Schritt durchgeführt werden sollte.

Noch brauchte Lady X ihn. Wenn sie ihn jedoch nicht mehr haben wollte, dann warf sie ihn einfach weg wie ein Stück Holz ins Lagerfeuer. So genau sah es aus.

Der Gedanke an sine Niederlage war zerstörerisch. Hin und wieder hob Vampiro-del-mar den Blick und schielte auf die wie eine Statue dasitzende Pamela Barbara Scott. Er sah auch die Maschinenpistole. Lady X war gegen Silberkugeln nicht gefeit. Wenn er die Waffe in die Hände bekam, dann konnte er sie mit einer Kugelgarbe erledigen. Dieser Gedanke war mit einer kleinen Flamme zu vergleichen, die jedoch immer mehr Nahrung fand und größer wurde. Klar nachdenken konnte Vampiro-del-mar nicht mehr, er dachte auch nicht an die Zukunft oder an eine eventuelle Ausdehnung der Mordliga, er grübelte nur über seine Niederlage nach, an der Lady X die Schuld trug. Manchmal schielte er auch auf Xorron. Diese Blicke häuften sich, je stärker er an seine Rache dachte. Der Herr der Zombies und Untoten, dessen große Stunde noch kommen würde, saß ziemlich weit von Lady X entfernt. Er hockte abseits in einer Ecke und hatte mindestens die doppelte Distanz zum Feuer zu überbrücken wie Vampiro-del-mar.

Bevor Xorron reagieren würde, hätte er die Waffe schon an sich gerissen und geschossen. Das war die Möglichkeit!

Lady X dachte nur an die Strigen und somit auch an ihren Plan. Sie hatte Sinclair nach Norwegen locken wollen, und sie hoffte, daß er dieser Spur auch folgte. Draußen wurde es noch heller. Der Höhleneingang hob sich jetzt deutlich ab. Sie brauchten kein Feuer mehr, niemand legte Holz nach, und so wurden die Flammen allmählich kleiner. Sie verlöschten schließlich, weil sie keine Nahrung mehr fanden. Das war genau der Augenblick, als sich Vampiro-del-mar entschlossen hatte, es zu wagen.

Der Uralt-Vampir spannte sich. Jegliche Gedanken schob er weit weg, keine Zweifel wollte er mehr aufkommen lassen. Lady X sollte die Mordliga nicht mehr anführen. Noch lauerte er.

Da bewegte sich Xorron. Er streckte seinen Körper. Die Arme riß er dabei in die Höhe, und aus einem Maulspalt drang ein dumpf klingendes Geräusch.

Lady X schaute zu ihm. Dabei drehte sie sich noch weiter von Vampiro-del-mar weg. Jetzt war es günstig!

Der Vampir schoß in die Höhe. Er war schnell wie selten. Lady X merkte trotzdem etwas, wollte sich herumwerfen, als sie der Tritt traf und durch das allmählich verlöschende Feuer schleuderte.

Funken und Asche stoben hoch. Die ehemalige Terroristin fauchte wie eine wütende Katze, wollte nach ihrer Waffe greifen, doch der Vampir war schneller. In ihrem Blickfeld erschien plötzlich seine Hand, und sie schien zu wachsen.

Dann packte er zu. Er konnte die MPi nicht verfehlen, riß sie mit einer wilden Drehung an sich, und als Lady X nachgriff, faßte ihre Hand ins Leere.

Vampiro-del-mar hatte die MPi. Er konnte nicht verhindern, daß sich ein wilder, triumphierender Schrei aus seiner Kehle löste. Zuviel hatte er einstecken müssen, so war dieser Schrei für ihn regelrecht eine Erlösung.

Der Vampir blieb nicht auf der Stelle stehen, sondern sprang zurück, bis er die Höhlenwand im Rücken spürte. Hier blieb er stehen, die Waffe fest umklammert und die Mündung auf Lady X gerichtet, die sich aus dem fast erloschenen Feuer herauswälzte und in ihren Bewegungen innehielt, als sie erkannte, was sie da so düster anstarrte. Das Mündungsloch!

Auch Xorron war nicht stehengeblieben. Mit zwei Sprüngen hatte er bereits eine gewisse Distanz überbrückt, stoppte jedoch instinktiv ab, als er erkannte, in welch einer Lage sich seine Herrin befand.

Er begriff, daß er jetzt warten mußte, wollte er nicht schuld an der Vernichtung der Lady X sein. Also lauerte er.

Aus dem Rachen des unheimlichen Vampirs schallte ein dumpf

klingendes Lachen. Er schüttelte sich dabei und flüsterte rauh: »Diesmal habe ich gewonnen. Du kannst nichts mehr gegen mich unternehmen, Lady X. Wer wollte denn…?«

»Mach keinen Unsinn!« fiel ihm Lady X ins Wort. »Gib mir die Waffe, und ich vergesse alles.«

Sie hielt den Würfel fest und kniete jetzt vor dem Uralt-Vampir.

»Nein, du bekommst sie nicht mehr. Du darfst sie nicht bekommen, und es soll auch nichts vergessen werden. Wenigstens ich werde nichts vergessen. Ich habe genau behalten, wie du mit meinen Vampiren umgesprungen bist. Du hast sie umkommen lassen, anstatt ihnen zu helfen. Und dafür, Lady X, wirst du büßen!«

»Weißt du genau, was du tust?«

»Ja, ich weiß es.«

»Das glaube ich nicht, denn dann würdest du nicht so dumm handeln. Du zerstörst die Mordliga. Alles, was wir aufgebaut haben und noch aufbauen werden, das radierst du aus, bevor es richtig entstanden ist. Das sollte dir klar sein.«

»Durch dich wird nie mehr etwas entstehen können. Was hattest du denn bisher für Erfolge? Keine. Den letzten habe ich erlebt, als meine Diener vernichtet wurden.«

»Dann willst du schießen?«

»Ja!«

Vampiro-del-mar hatte so überzeugend gesprochen, daß die ehemalige Terroristin nicht daran zweifelte. Dieses Monster würde seine Drohung wahrmachen, denn es haßte Lady X. Von Beginn an hatte es zwischen den beiden eine tiefe Kluft gegeben, die kaum überbrückt werden konnte. Vampiro-del-mar war zurückgeholt worden, um die Blutsauger zu sammeln, doch die Scott hatte ihm die Schau gestohlen. Sie führte nun die Mordliga an.

Sie starrte nicht mehr in die Mündung, sondern auf den Würfel zwischen ihren Händen.

Der Würfel! Ihre Chance! Ja, genau, das war die Chance. Er ließ sich durch seinen Träger manipulieren, man konnte ihn steuern, damit er für seinen Besitzer arbeitete.

Und das genau wollte Lady X auch.

Der Würfel sollte die Entscheidung bringen. Seine Kraft wollte die Scott ausnutzen.

Und sie konzentrierte sich. Sie befahl dem Würfel des Unheils, sich gegen Vampiro-del-mar zu stellen. Dabei war sie nicht so dumm, seinen Tod zu wollen - nein, der Würfel sollte nur dessen Aktivitäten bremsen. Es ging nicht an, daß der Vampir hier Unheil anrichtete, das nicht mehr gutzumachen war.

Und ihre Gedanken wurden von dem Würfel aufgesaugt. Er reagierte wie ein trockener Schwamm, der nach Flüssigkeit lechzt, und er

verstand die Scott sehr genau. Der Würfel spielte mit.

Die Gedanken der Blutsaugerin wurden von ihm weitergeleitet, und sie trafen Vampiro-del-mar.

Aus ihrer knienden Stellung heraus schielte Lady X zu dieser schrecklichen Gestalt hoch. Sie sah deren zerfurchtes Gesicht, die Geschwüre, den offenen Mund und die beiden langen, aus dem Oberkiefer ragenden Zähne, die alle Hauer irgendwelcher Vampire an Länge und Größe übertrafen. Hinzu kamen die Lumpen, das halb zerstörte Auge, die grau schimmernde Haut - dieser Vampir bot ein widerliches Bild des Schreckens. Aber sie brauchte ihn - leider…

Bis alles geregelt war, mußte er ihr noch gehorchen, dann würde sie Vampiro-del-mar vernichten. Später, wenn das Schloß in den Karpaten mal ihr gehörte…

Lady X merkte, daß ihre Gedanken zu weit abschweiften. Sie riß sich wieder zusammen und konzentrierte sich voll und ganz auf die vor ihr liegende Aufgabe.

Und sie schaffte es.

Der Würfel ließ sich manipulieren.

Ihre Gedanken wurden verstärkt. Sie trafen in potenzierter Form auf das Monster und drangen in sein untotes Gehirn ein, das ansonsten nur Rache und Gewalt kannte. Lady X beobachtete weiter. Noch tat sich nichts, aber plötzlich begann es in der Schreckens-Visage des unheimlichen Vampirs zu zucken. Da bewegten sich zuerst die Mundwinkel, dabei zitterten die lappigen Lippen, und dann trat ein Ausdruck in seine Augen, den man schon als schmerzhaft bezeichnen konnte. Vampiro-del-mar wankte.

Nicht nur sein Körper pendelte plötzlich, auch sein Entschluß stand längst nicht mehr fest. Aus seinem Maul drang ein tiefes Ächzen.

Er senkte plötzlich die Arme, die Mündung wies zu Boden. Dann rutschte ihm die Maschinenpistole aus den Fingern und fiel mit einem klirrenden Laut auf das Gestein.

Die Scott hielt nichts mehr an ihrem Fleck. Diesmal schrie sie auf, als sie sich vorwarf, die Arme ausstreckte und förmlich auf die Maschinenpistole zuflog.

Plötzlich hielt sie die Waffe wieder in den Händen, zuckte zurück und legte auf Vampiro-del-mar an. Gleichzeitig setzte sich Xorron in Bewegung. Die AlptraumFigur stampfte näher. Er wirkte so, als wollte er den Vampir zerreißen, doch Lady X hielt ihn mit einem scharfen Befehl zurück.

»Nein, laß ihn! Wir brauchen ihn. Die Mordliga hat zuviel Schaden erlitten. Im Gegensatz zu ihm kann ich denken und handle nicht nur gefühlsmäßig.«

Sie lachte auf, bückte sich und nahm den Würfel an sich. Dann wandte sie sich an den Vampir.

»Das wirst du nie mehr versuchen. Noch einmal, dann vergesse ich mich und lasse dich von Xorron rücksichtslos zerreißen.«

Diese Drohung stand im Raum. Keiner der Anwesenden zweifelte daran, daß sie auch wahrgemacht werden würde.

Wenn Lady X etwas versprach, hielt sie es auch.

Vampiro-del-mar schwieg. Er hatte den bisher schwärzesten Tag seines Daseins erlebt und wußte nicht mehr, wie er sich noch aus der Affäre ziehen sollte.

Durch Worte jedenfalls nicht.

Gelassen drehte sich Lady X um. Sie wandte ihm den Rücken zu und interessierte sich nur für den Würfel. Ohne ein Wort zu sprechen, starrte sie hinein.

Sein Inneres hatte sich verändert. Der Würfel zeigte nicht mehr die Schlieren, sondern ein etwas helleres, klares Bild, vor dessen Hintergrund sich etwas abhob, das durchaus als eine Eule zu bezeichnen war.

Die Strige!

Das hieß nichts anderes, als daß John Sinclair den Kontakt gefunden hatte, den Lady X wollte. Das Spiel konnte beginnen!

***

Für uns begann die große Kälte. Wir starrten durch die Scheiben des geländegängigen Rovers, dessen Reifen zusätzlich mit Schneeketten gesichert waren, in die Weite einer Landschaft, die allein vom Schnee geprägt wurde. Wo wir auch hinschauten, überall war es weiß. Der Schnee blendete, wir kniffen die Augen zu, bis Nils Björnsson unsere Schwierigkeiten bemerkte und uns auf die Schneebrillen aufmerksam machte, die in der Ablage lagen. Wir setzten die dunklen Schneebrillen auf, und sofort konnten wir besser sehen.

»Ja, hier muß man an vieles denken«, sagte der norwegische Kollege und lachte wieder.

Ihm schien das Fahren Spaß zu machen. Noch gab es keine Schwierigkeiten, denn wir fuhren über einen Weg, den eine Raupe planiert hatte.

Der Weg, im Sommer war es sicherlich eine geteerte Straße, führte direkt auf die Berge zu.

Er war mit den Augen kaum zu verfolgen, da es rechts und links keine Abtrennung gab.

Nils hatte uns erklärt, daß wir noch bei einer Siedlung vorbeikamen, wo wir Proviant aufnehmen wollten. Es war der kleine Ort Kabelvag, dessen Namen ich in London auf der Karte gelesen hatte.

Nach zwei Stunden erreichten wir das tief verschneite Dorf. Dort gab es Leben. Aus den Schornsteinen stiegen blaugraue Rauchfahnen in den winterlichen Himmel, sie wurden vom Wind erfaßt und

zerflatterten. Auf einem zugefrorenen Weiher liefen Kinder mit Schlittschuhen auf dem Eis, und durch den Ort bewegten sich nicht wenige Menschen auf Skiern. Die Berge waren schon sehr nahe gerückt. Kabelvag lag nicht nur im Tal, es erstreckte sich auch an den Hängen, die rechts und links in die Höhe führten. In der Ortsmitte fanden wir die Geschäfte. Eine Tankstelle entdeckten wir ebenfalls. Sie und der Laden wurden von einem Besitzer geführt, den Nils gut kannte, denn die beiden begrüßten sich wie alte Freunde.

Der norwegische Kollege sprach mit dem Eigner und deutete hin und wieder auf uns.

Dann beugte sich der Mann in seinem blauen Overall jedesmal vor und starrte durch die schneeverklebten Scheiben in unseren Geländewagen hinein.

»Der wird uns für Idioten halten«, meinte Bill und öffnete die Tür, um auszusteigen.

»Wo willst du denn hin?« fragte ich ihn.

»Mir die Beine vertreten. Außerdem fahren nur Idioten bei dieser Witterung in die Berge.«

»Hättest ja zu Hause bleiben können«, sagte ich.

Bill drehte sich um und grinste. »Und wer soll auf euch beiden Spitzbuben achtgeben?«

Auch wir stiegen aus und sahen zu, wie Nils einkaufte. Der Norweger sprach uns an, wir hoben nur die Schultern, weil wir nichts verstanden.

Nils übersetzte. »Er meint, daß es nicht gut ist, in die Berge zu fahren.«

»Haben Sie ihm was über die Strigen erzählt, Nils?«

Als der Mann das Wort Strigen hörte, da schlug er hastig ein Kreuzzeichen und wurde bleich. Aus seinem Mund sprudelte ein Wortschwall, allerdings verstanden wir nichts.

»Was sagt er denn?« wollte Bill wissen. Der Reporter stand an einem Automaten und zog Tee für uns alle.

»Er hat uns gewarnt.«

»Wir wissen um die Gefährlichkeit der Strigen.« Bill balancierte den Tee und kam langsam näher. Schnell stellte er die Becher auf der Theke ab, weil das Zeug sehr heiß war.

»Verdammt, ich hätte doch die Handschuhe anlassen sollen«, fluchte er.

»Die Strigen sind hier in der Nähe gesehen worden«, erklärte Nils Björnsson.

Ich ruckte herum. »Wo?«

»Gestern noch. Im Ort.«

»Hat es Verletzte gegeben?«

»Nein, sie haben wohl niemanden angegriffen, soviel bekannt ist.

Allerdings vermißt man einen Holzfäller, der sich zu der fraglichen Zeit im Wald aufgehalten hat.«

»Hat man nach ihm gesucht?«

»Ja, aber vergeblich.«

Schweigend tranken wir unseren Tee, denn Suko, Bill und ich dachten wohl das gleiche. Hoffentlich war dem Mann nichts passiert! Mit Lebensmitteln, Taschenlampen und Werkzeug bepackt, verließen wir das Geschäft und gingen wieder zu unserem Wagen. Ein feiner Schneeschleier lag in der Luft. Der Wind wehte die winzigen Flocken von den Hausdächern in die Straßen.

Wir luden das Gepäck ein.

Nils Björnsson nahm abermals hinter dem Lenkrad Platz. Mit den beiden breiten Wischern reinigte er die Frontscheibe vom Schnee. Dann starteten wir.

Ich schaute noch einmal zurück. Der kleine Ort kam mir wie der letzte Vorposten der Zivilisation vor. Ich sah den Kaufmann, der uns nachschaute. Sein Gesicht zeigte einen furchtsamen Ausdruck.

Auch Nils hatte ihn im Rückspiegel gesehen. »Ganz klar«, meinte er, »der Mann hat Angst.«

»Dann weiß man hier von den Strigen«, stellte Bill Conolly fest.

»Und wie.«

»Und weshalb unternimmt man nichts dagegen?«

»Ich bin Polizist und kann mich nur an Fakten halten. Wenn eine Anzeige vorliegt, greifen meine Kollegen und ich ein. Bisher haben wir solch einen Fall noch nicht gehabt. Es hat sich niemand gemeldet und etwas über die Strigen berichtet.«

Ich lachte. »Das ist wie bei uns. Die Polizei kann erst eingreifen, wenn etwas passiert ist.«

»Und dann ist es zu spät«, beendete Nils Björnsson den Dialog.

Bisher waren wir noch auf dem Weg weitergefahren, an den Spuren genau zu erkennen. Das jedoch änderte sich nun, denn die Piste führte nicht mehr weit aus dem Dorf hinaus. Jetzt wurde es schwammig. Insofern schwammig, weil überhaupt keine Spur mehr zu sehen war und die Strecke zudem noch bergauf führte. Zusätzlich begann der Wald.

»Macht euch auf etwas gefaßt, Freunde«, versprach der norwegische Kollege. »Hier geht es bald rund.«

Hatte ihn einer von uns heimlich bis zu diesem Zeitpunkt für einen Aufschneider oder Übertreiber gehalten, so wurde er sehr schnell eines Besseren belehrt.

Es ist verdammt nicht einfach, mit einem Wagen über frisch gefallenen Schnee zu fahren, trotz der Ketten. Aber Nils hatte Routine. Oft fuhr er schräg, spielte ständig mit Gas, Kupplung und Gängen, und er schaffte es irgendwie, die Strecke zu nehmen.

Dann erreichten wir die Bäume. Auch hier führte der Weg einigermaßen geradeaus weiter.

Ich schaute zurück, aber viel konnte ich nicht sehen, denn alle vier Reifen wühlten den lockeren Pulverschnee in die Höhe, der unseren Geländewagen wie ein weißes Zelt umgab.

Bill fragte: »Wohin fahren wir eigentlich?«

»Zum Schädelthron«, sagte Suko.

»Da steht dann der große Schneemann, wie?«

»Kann sein.«

»London wäre mir lieber«, murmelte Bill und holte ein kleines Fläschchen aus seiner Tasche. »Aquavit«, sagte er, »der gleiche, wie wir ihn am Flughafen getrunken haben. Der wärmt. Möchte jemand einen Schluck?« Da keiner wollte, trank auch Bill nicht.

Im nächsten Augenblick ging es rund. Wir waren nämlich in den Wald gefahren, bahnten uns einen Weg zwischen den Bäumen, aber die wollten nicht wie wir. Das bekam unser Wagen zu spüren. Die harten, schneebeladenen Äste hieben vor die Karosserie. Pulver-und Pappschnee fielen auf den Rover. Die Tannen und Fichten reichten hoch wie Häuser. Mich wunderte es immer noch, daß Nils hier überhaupt einen Weg fand.

Der Range Rover schaukelte von einer Seite zur anderen. Wir hofften alle vier, nicht in irgendeinem Schneeloch zu landen, steckenzubleiben und den Wagen freischaufeln zu müssen.

»Bald geht es nicht mehr weiter«, erklärte Nils.

»Wieso?« fragte Bill.

»Aus, finito. Bis hierher fahren noch die Holzfäller. Dann gehen sie zu Fuß. Manchmal nehmen sie auch Pferde mit, aber wir verlassen uns ja nicht auf ein PS.«

»Und sind verlassen«, meinte der Reporter. Ich hockte vorn neben Nils Björnsson. Vor uns erschien ein ungeheuer hoch wirkender Nadelbaum. Er war über und über mit Schnee beladen. Ausweichen konnten wir kaum, weil auf der linken Seite ebenfalls Bäume standen. Nils zog den Wagen zwar noch in eine andere Spur, doch völlig ließen uns die Zweige nicht in Ruhe. Sie schienen sich an dem Fahrzeug festkrallen zu wollen, bevor sie einen großen Teil ihrer Schneelast verloren. Das schwere Zeug krachte dumpf auf das Dach. Der Schlag erschütterte den Rover.

Auch rutschte die weiße Pracht über die Frontscheibe und blieb auf der Kühlerhaube liegen, so daß uns nach vorn die Sicht verwehrt blieb und wir nur eine graue Wand sahen.

»Das war doch nicht nur Schnee«, sagte ich.

Nils hob die Schultern. Seinem Gesicht sah ich an, daß er ebenfalls nicht so recht daran glauben wollte.

Bill klärte uns auf. Er und Suko hatten auf den hinteren Plätzen noch

die beste Sicht, und der Reporter rief mit lauter Stimme: »Verdammt, Freunde, ein Monster. Der Eulenmensch!«

Zuerst blieben wir sitzen, weil wir es nicht glauben wollten. Der Reporter hatte nicht von einer Strige oder Satanseule gesprochen, sondern von einem Eulenmenschen. Außerdem konnten Nils Björnsson und ich überhaupt nichts sehen. Erst als ich mich umwandte, und schräg durch die Seitenscheibe an Bill vorbeipeilte, erkannte ich die Gestalt. Ein genaueres Bild blieb mir verwehrt, da die Gestalt zwischen den dichten Tannen verschwand und die Schneewand noch zusätzlich für Deckung sorgte. Möglich war alles. Ich dachte an den Schlag, den das Dach des Wagens erlitten hatte. Der war nicht von schlechten Eltern gewesen. Schnee kann zwar auch sehr schwer sein, doch jenes Geräusch hatte sich angehört, als wäre mit dem Schnee tatsächlich noch ein großer Gegenstand auf dem Dach gelandet.

Und der Eulenmensch war groß. Bill Conolly stieg aus.

Es bereitete ihm Mühe, überhaupt die Tür aufzudrücken, denn die Schneemassen verwehrten ihm ein leichtes Aussteigen. Suko half mit, indem er sich gegen die Tür stemmte.

Wie Schlangen drückten sich beide ins Freie und wurden plötzlich kleiner, weil sie fast bis zu den Knien in der weißen Pracht versanken.

Was ich jetzt erzähle, hatte vielleicht vier, höchstens fünf Sekunden gedauert. Auch uns hielt verständlicherweise nichts mehr im Fahrzeug. Wir öffneten die Türen.

Bei mir klappte es prima, aber als ich draußen stand, da merkte ich, wie hoch der Schnee lag. Meine Beine hörten an den Waden auf, wenn ich an mir hinabschaute.

Nils rief: »Er ist nach rechts gelaufen!«

In diese Richtung hatten sich auch Bill und Suko gewandt.

Wir sahen es an den Spuren im Schnee.

Ich lief schräg auf die Spur zu. Schon nach zwei Schritten mußte ich den Kopf einziehen, weil die tiefhängenden Zweige über mein Haar streiften und den nassen Schnee abschütteln wollten.

Nils Björnsson hielt sich an meiner Seite. Schon wenig später sahen wir Suko und Bill.

Die beiden standen zwischen den Tannen. Sie sahen aus wie Schneemänner, denn das Zeug war von den Bäumen gefallen und hatte sich auf die Kleidung meiner Freunde gelegt. Mir erging es nicht besser. Ich schaute Bill an, der die Schulter angehoben hatte. »Nichts, John!«

»Wieso?«

»Der ist weg.«

»Aber da müssen doch Spuren sein«, sagte Nils. Bill deutete auf das Unterholz. Zu sehen war es nicht, mehr zu ahnen, denn der Schnee hatte es mit einer dicken Schicht überhäuft.

»Es wird besser sein, wenn wir uns trennen«, schlug ich vor. »Zwei suchen jeweils zusammen.«

Damit waren auch die anderen einverstanden. Bill blieb bei Suko, ich ging mit Nils Björnsson weiter. Wie im Dschungel kam ich mir vor, als ich mir zusammen mit Nils den Weg bahnte. Die Bäume standen so dicht, daß sie sich gegenseitig berührten und fast einen Wall bildeten. Einen Wall aus Schnee.

Ich hatte die Kapuze übergestreift. Wir duckten uns, stemmten störende Zweige zur Seite, die dann zurückpeitschten und die weiße Last verloren. Wir suchten nach Spuren, denn fliegen konnte der Eulenmensch wohl nicht, obwohl ich mit allem rechnete. Ich hörte Nils fluchen und fragte nach dem Grund.

»Wir verlieren Zeit, John. Zuviel Zeit, denn gleich wird es dunkel.«

Daran hatte ich gar nicht gedacht. Klar, im Winter waren die Tage verdammt kurz, und die Dunkelheit brach sehr schnell herein.

Der Wald schwieg, aber wir sahen Spuren. Die Abdrücke im Schnee stammten weder von Bill und Suko, noch von uns. Wir blieben stehen und bückten uns.

»Sind das noch menschliche Füße?« fragte Nils.

Ich schüttelte den Kopf.

Der norwegische Inspektor schluckte. »Dann scheint dieser Waldarbeiter zu einem Monster geworden zu sein.«

»Sieht so aus.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Wir müssen versuchen, seinen Aufenthaltsort herauszufinden«, erklärte ich, »das ist die einzige Möglichkeit.«

»Habt ihr etwas gefunden?« Das war Bills Stimme, die uns von der Seite her entgegenhallte.

»Ja, Spuren.«

»Dann kommen wir zu euch.«

Wir warteten solange. Im Unterholz knackte und brach es.

Wenig später sahen wir zwei Schneemänner.

Als Bill Conolly schweratmend neben mir stehenblieb, fragte ich: »Kannst du eine genaue Beschreibung geben?«

»Genau nicht. Ich habe ihn ja nur kurz gesehen, aber er war halb Mensch, halb Eule.«

»Was machen wir?« fragte Suko.

»Weitersuchen und den Spuren nachgehen.« Nils Björnsson nahm mir das Wort aus dem Mund.

Zu viert drangen wir tiefer in den Wald ein. Dabei fächerten wir auseinander, und die Abdrücke im Schnee führten immer weiter.

Es war mühsam, voranzukommen. Durch Schnee zu laufen, kann man mit Gehen durch Wasser vergleichen. Wir zogen ein Bein raus, stießen das nächste hinein, und so ging es weiter.

»Der narrt uns«, beschwerte sich Nils. »Dieses verdammte Monster weiß genau, daß wir ihm auf der Spur sind und…«

»Da ist es!« Bills Ruf unterbrach den Inspektor. Der Reporter war stehengeblieben, hatte den Arm ausgestreckt und deutete nach vorn.

Auch wir sahen es.

Unter den tiefhängenden Zweigen einer hohen Tanne bewegte sich etwas. Ein normales Tier war es nicht, und einen Augenblick später hatten wir Gewißheit, weil es seine Deckung verließ.

»Mein Gott!« stöhnte Nils und preßte seinen Handschuh gegen die Lippen. »Das darf doch nicht wahr sein.«

Es war aber eine Tatsache. Was wir da sahen, paßte in ein Horror-Kabinett.

So groß wie wir war dieser Eulenmensch. Kleidung trug er nicht mehr. Er wurde dafür durch das Gefieder gewärmt, das auf seiner Haut wuchs. Die Federn standen schräg und dicht an dicht wie Haare. Sie bildeten einen regelrechten Pelz, der sich bis hoch zum Gesicht hinzog. Aber war es noch ein Gesicht?

Nein, ein Eulenkopf mit großen Augen und einem langen gebogenen Schnabel.

»Das muß der Waldarbeiter sein«, hauchte Nils Björnsson. »Es gibt für mich keine andere Möglichkeit.«

Niemand widersprach, denn der Eulenmann erreichte immerhin die Größe eines ausgewachsenen Menschen. Er hatte uns ebenfalls gesehen, denn seine großen Augen waren starr auf uns gerichtet.

»Was machen wir? Schießen?« Diese Frage stellte der Inspektor aus Norwegen.

»Nur, wenn er uns angreift«, flüsterte ich.

»Was sollte er sonst tun?« wisperte Nils.

»Vielleicht hat er eine besondere Aufgabe zu erfüllen«, gab ich ebenso leise zurück.

Suko hatte schon seine Dämonenpeitsche gezogen, wie ich mit einem Seitenblick feststellen konnte. Das war irgendwie beruhigend, denn an die Berettas kamen wir nicht so schnell heran, dafür mußten wir uns erst unserer dicken Handschuhe entledigen.

Der Eulenmensch hatte überhaupt nicht vor, uns zu attackieren. Beinahe gelassen drehte er sich um und verschwand geduckt zwischen den tief hängenden Ästen und Zweigen der hohen Nadelbäume. »Ihm nach!« zischte Suko.

Diesmal übernahm der Chinese die Führung. Wir blieben zusammen. Schließlich wußten wir nicht, welche Überraschungen uns noch erwarteten.

Es wurde ein beschwerlicher Weg. Je mehr die Zeit fortschritt, um so weniger sahen wir, denn die Dämmerung breitete sich allmählich aus und verschonte auch nicht das große Waldstück.

Mal mußten wir bergauf laufen, kamen dann nur auf allen vieren voran, anschließend führte der Weg in die Tiefe, da rutschten wir, erreichten auch mal eine Lichtung und waren schließlich gezwungen, die mitgenommenen Taschenlampen einzuschalten.

Das andere Werkzeug lag im Wagen.

Ich hatte die Befürchtung, daß wir uns verirrten und der Eulenmensch nur mit uns spielte.

Hin und wieder nur entdeckten wir ihn, ansonsten hielt er sich vornehm zurück, so daß wir uns an seinen hinterlassenen Spuren orientieren mußten.

Die Kälte biß. Da die Sonne inzwischen verschwunden war, sanken auch die Temperaturen, und ich war froh, die fellgefütterte Jacke angezogen zu haben. Sie ließ zudem keine Feuchtigkeit durch, ebensowenig wie die hohen Stiefel. Als es schließlich fast dunkel war, erreichten wir den Rand einer Lichtung.

Dort blieben wir erst einmal stehen.

»Kennen Sie sich hier aus, Nils?« fragte ich den norwegischen Kollegen.

Er schüttelte den Kopf.

»Und wo könnten wir ungefähr sein?«

»Wir sind in Richtung Norden gelaufen, mehr kann ich auch nicht sagen.«

Damit war uns kaum geholfen. »Besteht denn die Chance, daß wir Menschen treffen?«

Er hob die Schultern. »Wer sollte sich in diese gottverlassene Gegend schon verirren? Doch nur Verrückte.« Während wir uns leise unterhalten hatten, war Suko ein paar Schritte vorgegangen. Er bahnte sich seinen Weg durch das Unterholz, und wir vernahmen seinen erstaunten Ruf.

»He, kommt mal her!« Rasch waren wir bei ihm.

Suko deutete nach vorn, und wir trauten unseren Augen nicht. Das war wie im Märchen, denn damit hätten wir nicht gerechnet.

Mitten auf der Lichtung stand ein Haus!

Keiner von uns sprach, denn diese Überraschung mußten wir erst einmal verdauen.

»Also doch Menschen«, meinte Bill schließlich.

»Siehst du welche?« fragte ich.

»Nein.«

»Na bitte. Und es brennt auch kein Licht hinter den Fenstern.« Die konnten wir nämlich noch erkennen, weil der Schnee schräg gegen das Haus gefallen war und nicht die gesamte Wand bedeckte.

»Dort wird die Unterkunft unseres Freundes sein«, meinte Suko und wandte sich mit der nächsten Frage an den norwegischen Kollegen.

»Kennen Sie das Haus?«

»Nein.«

»Nie davon gehört?« Er schüttelte den Kopf.

»Das gibt es doch nicht. So weit ist der Bau doch nicht von der nächsten Ortschaft entfernt.«

»Trotzdem.«

»Dann laßt uns das Gebäude mal ansehen!« schlug ich vor und stapfte durch den tiefen Schnee.

Wir waren sehr vorsichtig, als wir uns dem Gebäude näherten, denn wir hatten den Eulenmenschen nicht vergessen, der sicherlich im Hintergrund lauerte. Es war eine große Blockhütte. So konnte man das Haus bezeichnen. Aus rohen Baumstämmen war es erbaut worden, hatte ein schräges Dach, und ein kleines Türmchen sah ich neben dem Schornstein, darunter zwei Gauben. Das Haus mußte einfach bekannt sein. Ich konnte es mir nicht anders vorstellen.

Wir bewegten uns sehr vorsichtig, sicherten nach allen Seiten, denn wir wollten keine unangenehme Überraschung erleben. Als wir vor der Tür standen, hatte uns jedoch kein Gegner angegriffen.

Doch die Ruhe war trügerisch, das spürte ich. Selbst die Natur schien den Atem anzuhalten.

Ich schaute noch einmal zurück, und mein Blick flog dabei über die Lichtung.

Schweigend umstanden uns die hohen Tannen. Auf ihren Zweigen lag eine dicke Schicht, die wie Puderzucker wirkte. Nicht ein Laut durchbrach die Stille, nur hin und wieder rieselte Schnee von den Bäumen, wenn der Wind über die Zweige fuhr und mit unsichtbaren Händen die feinen Körner nach unten warf, so daß sie aussahen wie lange Schleier.

»Die Tür hat ein Schloß«, bemerkte Suko.

»Aber sie ist nicht abgeschlossen«, erkannte Bill, denn er drückte die alte Klinke nach unten und stieß die Tür auf. Wir schauten in das Haus und ins Dunkel!

»Licht?« fragte Bill.

Das gab es wohl nicht, deshalb nahmen wir die Taschenlampen. Der Reporter trat als erster über die Schwelle, Suko folgte, dann kam ich, und den Schluß machte Nils Björnsson.

»Lampen an!« flüsterte ich.

Die vier Strahlen schnitten durch die Finsternis, und sie vereinigten sich vor uns zu einem hellen Kreis. Er traf genau das Zentrum. Es war Zufall, aber was da aus der Finsternis gerissen wurde, ließ unseren Atem stocken.

Bill sprach das aus, was wir alle dachten. »Der Schädelthron der Strigen«, sagte er beinahe ehrfurchtsvoll. Es stimmte.

Wir hatten unser Ziel erreicht!

***

Tausende von Meilen entfernt, versteckt in einer Höhle der Anden, saß Lady X wieder vor ihrem Würfel und versuchte ihn zu manipulieren. Sie wollte sehen!

Das bedeutete, daß sie Ereignisse erkennen wollte, die weit entfernt lagen, aber mit dem Würfel in einem unmittelbaren Zusammenhang standen, denn er allein konnte ihr den Weg weisen und ihr zeigen, ob es einen Sieg oder eine Niederlage gab.

Die Zeichen standen auf Sieg!

Lady X sah ein Bild, das sie innerlich aufjubeln ließ, denn John Sinclair und sein Team hatten ihr Ziel erreicht. Vielmehr das Ziel, das sich die Scott vorgestellt hatte. Den Schädelthron der Strigen.

Sie fuhr sich mit der Zunge aufgeregt über die Lippen. Endlich war es soweit. Wenn Sinclair so reagierte, wie sie wollte und es sich erhofft hatte, würde es bald keine Strigen mehr geben. Dann waren sie ebenso vernichtet wie die roten Vampire.

Ruckartig stand sie auf. Die Bewegung war so schnell und hektisch, daß sogar die beiden Monster aufmerksam wurden. Sie schauten hoch.

Lady X lächelte kalt. »Sie sind am Ziel«, sagte sie. Keiner gab Antwort.

»Sie sind da!« wiederholte sie. »Sinclair und seine Freunde haben den Schädelthron gefunden.«

»Und?« Vampiro-del-mar hatte das Wort ausgestoßen.

»Sie werden die Strigen vernichten.« Lady X lachte. »Es gibt keine roten Vampire mehr, und es wird bald auch keine Strigen mehr geben. Die Hindernisse schaffen die anderen für uns aus dem Weg. Und wir werden uns wohl auf eine kleine Reise gefaßt machen müssen…«

***

Es war nicht nur unbeschreiblich, sondern auch unwahrscheinlich. Mit allem hätten wir gerechnet, nur nicht mit dem Bild, das sich unseren Augen bot.

Es war kein Thron im eigentlichen Sinne, sondern ein gewaltiger Totenschädel, mit riesigen, grün leuchtenden Augen und einem Spinnennetz, das ihn umwob. Er stand genau in der Mitte und auf einem kleinen Hügel, der sich aus seltsam runden, eiförmigen Gegenständen gebildet hatte. Aus dem Schädel aber wuchs etwas, das Nils Björnsson mal erwähnt hatte. Eine weiße Eule.

Gewaltig, übergroß und auch unheimlich. Sie schien versteinert zu sein und hatte beide Flügel ausgebreitet, die mir fast so groß vorkamen wie die Arme eines Menschen. In dieser Größe hatte ich bisher nur Strigus erlebt und hätte nie gedacht, daß die geheimnisvolle weiße Eule ebenfalls so groß sein konnte.

Mit ihrem Kopf berührte sie fast die Decke des Raumes, und die Enden der Flügel streiften die Wände. Wir waren sprachlos.

»Mein Gott«, stöhnte Nils, »damit hätte ich nie im Leben gerechnet. Das ist er also.«

Ich löste mich von den anderen und ging einen Schritt tiefer in den Raum.

Die Eule hielt die Augen offen. Da ich näher herangegangen war und sie angeleuchtet hatte, sah ich auch die Farbe. Sie schimmerten nicht grün, sondern in einem düsteren, verwaschen wirkenden Rot. Das Tier selbst, das mich an eine Steinfigur erinnerte, wuchs tatsächlich aus der Schädelplatte des Totenkopfs.

War es nur ein Symbol, oder konnte es leben? Ich wußte es nicht, hoffte jedoch, eine Antwort auf die Frage zu erhalten. Klar war nur, daß wir vor einem schwarzmagischen Heiligtum standen.

Es wollte mir einfach nicht in den Kopf, daß niemand davon gehört hatte, denn so etwas hätte ich nie und nimmer auf den Lofoten vermutet.

War der Schädel ein Dimensionstor? Das konnte durchaus sein, denn wir hatten ähnliche Dinge schon oft genug erlebt, und Dimensionstore gab es auf dieser Welt viele.

Suko hatte die Tür ins Schloß gedrückt. Auch ihn hielt nichts mehr auf seinem Platz. Er begann ebenfalls den Raum zu durchwandern und fand sogar Kerzen. Sie lagen auf einem Holzbrett an der Wand. Die Dochte zeigten eine schwarze Verfärbung, ein Zeichen, daß sie bereits angebrannt waren.

»Schonen wir unsere Batterien«, schlug der Chinese vor und zündete die erste Kerze an.

Vier insgesamt hatte er gefunden. Er entflammte die drei anderen an der ersten Kerze, ließ ein wenig Talg zu Boden tropfen und stellte die Kerzen dort hinein. War die Atmosphäre vorher irgendwie bedrohlich gewesen, so erhielt sie jetzt noch einen zusätzlich unheimlichen Touch, der von dem flackernden Kerzenlicht ausging. Da huschten bizarre Schatten über den mitten im Raum stehenden Totenschädel und schienen ihn mit einem geisterhaften Leben zu erfüllen. Wir hatten das Gefühl, als würde sich der Schädel bewegen und auch die weiße Eule nicht mehr still auf der Platte sitzenbleiben.

Aber es war eine durch Schattenspiele und Lichtreflexe hervorgerufene Täuschung. Der Schädel blieb ruhig.

Suko hatte die Kerzen im Raum verteilt. Anschließend wollte er sich an die Durchsuchung des Blockhauses begeben.

»Wie fangen wir es an?« fragte er. »Trennen wir uns?«

»Gibt es denn noch weitere Räume?« wollte Nils Björnsson wissen.

»Von außen sieht es jedenfalls so aus«, murmelte Bill Conolly. »Zumindest müßte noch ein Dachboden existieren.«

»Wie kommen wir rauf?« Nils stellte die Frage. Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als Suko seine Lampe anknipste, den Arm anhob

und gegen die Decke leuchtete.

»Da ist eine Klappe«, meldete er.

Wir alle schauten hin. Die Decke war sehr hoch. Wir konnten sie auch nicht erreichen, wenn wir sprangen.

»John stellt sich auf meine Schulter.« Suko dachte praktisch, und er baute sich sofort an der Wand auf, wo er Halt finden konnte.

Mit dem Rücken stützte er sich ab, während er schon die Hände zusammenlegte. Ich ging auf ihn zu. Räuberleiter nennt man so etwas. Das jedenfalls sagen die Kinder. Sie war praktisch, zudem verfügten Suko und ich über die nötige Routine.

Ich setzte meinen Fuß in Sukos zusammengelegte Hände und drückte mich kräftig ab.

Mit Schwung geriet ich so weit nach oben, daß meine ausgestreckten Hände den kleinen Haken fanden, mit dem die Klappe nach unten zu ziehen war. Es war leicht. Ich brauchte nicht viel Kraft aufzuwenden, um sie zu öffnen. Eigentlich hatte ich ja damit gerechnet, daß sich an der Innenseite der Klappe eine Leiter befinden würde, die man auseinanderziehen konnte, das jedoch war nicht so. Wenn ich auf den Dachboden klettern wollte, mußte ich schon mit beiden Händen den Rand umfassen und mich in die Höhe hieven.

Das tat ich auch.

»Kannst du noch?« fragte ich dabei.

»Mach weiter, John!« erwiderte Suko ein wenig gepreßt.

Ich schwang mich hoch, strampelte mit den Beinen, und Suko war gezwungen, den Kopf einzuziehen.

Ich kroch förmlich über den Rand der Luke und befand mich auf dem stockdunklen Speicher des Blockhauses.

Kniend drehte ich mich um, während mein Blick in die Tiefe glitt. Ich schaute auf den Schädel und sah meine Freunde, die zu mir hochblickten.

»Wie ist da oben die Luft?« fragte Bill grinsend.

»Keine Ahnung, ich schaue mich erst einmal um.«

»Okay.«

Ich drehte mich wieder, schaltete die Lampe ein und probierte aus, ob ich aufrecht stehen konnte. Das war nicht möglich. Den Kopf mußte ich einziehen, sonst hätte ich ihn mir an den Dachbalken gestoßen. Der Lampenstrahl schnitt einen langen, hellen Streifen in die Dunkelheit. Der Dachboden hatte ziemlich große Ausmaße. Ich leuchtete in die Winkel hinein. Leer.

Nichts als Leere und Staub fand ich. Zudem war es kalt. Durch manche Ritzen pfiff der Wind, und er brachte Schneestaub mit, der nicht einmal wegtaute, weil es hier oben so kalt war. Die Handschuhe hatte ich ausgezogen, um die Lampe besser halten zu können. Die Jacke hatte ich geöffnet, um im Notfall möglichst schnell an meine

Beretta zu gelangen. Sukos Stimme erreichte mich.
»Wie sieht es da oben aus, John?«
»Scheint leer zu sein.«
»Keine Strigen?«
»Bis jetzt noch nicht.«
»Verdammt, wo können sie sich denn versteckt halten?« Das war Bill, der da fragte.
»Ich stehe erst am Anfang, Kinder. Wenn ihr nichts mehr von mir hört, bin ich an der anderen Seite.«
»Ja, laß dir Zeit.«
Ich wollte dorthin, wo ich die Dachfenster gesehen hatte.
Das war an der Vorderseite des Hauses. Es war nicht still hier oben. Irgendwo knackte es immer im Gebälk. Ich mußte an die Schneelast denken, die dieses Dach zu tragen hatte. Das war ein ziemliches Gewicht. Vorsichtig bewegte ich mich weiter, denn unter meinen Schuhen befand sich ebenfalls eine glatte Schneeschicht. Ich drang weiter in die Tiefe des Dachbodens ein. In der Kälte wurden meine Finger allmählich steif, und ich bewegte sie, um wieder Gefühl zu bekommen. Mit der Lampe leuchtete ich im Kreis und sah, wie der Strahl in einen breiten Tunnel stach.
Das war die vorgebaute Gaube, das Dachfenster. Bisher war das Dach leer gewesen, doch als ich in die Gaube hineinleuchtete, sah ich genau die, nach denen wir schon so lange vergeblich gesucht hatten. Die Strigen!

***

John Sinclair war verschwunden. Die drei anderen blieben zurück und lauschten seinen Schritten, die sich immer mehr entfernten, leiser wurden, aber nie völlig verstummten. Nils Björnsson atmete tief durch.
»Ich verstehe das alles nicht«, gab er ehrlich zu. »Da existiert ein Haus wie dieses auf einer bewohnten Insel, und niemand weiß etwas davon.«
»Vielleicht hat nur keiner was davon gesagt«, meinte Bill.
»Wieso?«
»Es gibt Dinge, über die schweigt man lieber, weil sie so schrecklich sind.«
»Meinen Sie?«
»So jedenfalls sehe ich es. Und ich glaube nicht, daß ich mich da täusche.«
»Kann schon sein…«
»Wenn ich daran denke, wie alt diese Strigen sind, wird mir ganz anders«, sagte Suko plötzlich und schaute nicht mehr den Totenschädel an, sondern Nils Björnsson.

»Wissen Sie eigentlich, daß die Strigen vor langer Zeit fast überall auf der Welt verbreitet waren? Sogar in Venedig!«

»Nein, wie kommen Sie denn darauf?«

»Das haben wir erlebt. Es ist nicht einmal lange her, als sich Strigen und rote Vampire in Venedig bekämpften. Diese beiden dämonischen Arten sind Urfeinde seit Beginn.«

»Rote Vampire?« fragte Nils. »Ist das nicht ein wenig zu weit hergeholt?«

»Na, es gibt ja auch die Strigen.«

»Rechnen Sie damit, daß die Vampire hier auftauchen?«

»Das ist möglich.«

Nils schlug sich gegen die Stirn. »Verdammt, welche Überraschungen erleben wir denn noch?«

Da lachte der Chinese auf. »So einige werden es schon sein, mein Lieber.«

»Bis jetzt habe ich aber noch keine Strigen gesehen. Vielleicht beruht auch alles auf einem Irrtum.«

»Wäre schön, aber ich kann nicht so recht daran glauben«, erwiderte Suko.

»Was tun wir, wenn sie sich zeigen?«

»Kämpfen«, sagte Bill Conolly lakonisch und ging näher auf den großen Schädel zu.

Bisher hatten die drei Männer einen respektablen Abstand gehalten. Nachdem der Schock der Überraschung überwunden war, wollten sie sich den großen Totenschädel genauer ansehen.

Dicht davor blieb Bill stehen. Er konnte in die Augenhöhlen schauen, in denen es grün leuchtete. Auch spürte er an seinen Fußspitzen die seltsame Unterlage, diese eiförmigen, schwarzen Ovale, von denen keiner wußte, welche Bedeutung sie hatten.

Die Farbe in den Augenhöhlen veränderte sich laufend. Bill glaubte, daß es ein Licht war, das sich bewegte, dabei rotierte und sich aus mehreren Farbnuancen zusammensetzte, bis dieses seltsame Grün entstand. Er war versucht, eine Hand in das Augenloch zu stecken, doch er schreckte davor zurück, denn keiner konnte wissen, welch eine Kraft im Innern des Totenschädels lauerte.

Sein Blick glitt in die Höhe. Er erfaßte die weiße Eule, die mit dem Schädel verwachsen zu sein schien. Gleichzeitig spürte er die seltsam kalte Luft, die aus der Maulhälfte des Schädels drang und durch den Stoff seiner dicken Hose schnitt. Was war das?

Bill erschauerte. Zudem ließ er seinen Blick nicht von der weißen Eule und zuckte zusammen, denn da hatte sich etwas im Gesicht bewegt. Die Augen!

Für einen Moment nur zwinkerten sie. Sie schlossen sich, um gleich darauf wieder glotzend zu starren.

»Sie lebt!« keuchte Bill.
»Was?« Das Wort hatte Nils ausgestoßen.
Bill Conolly drehte sich um. Da lief der Norweger bereits auf ihn zu.
»Sie brauchen nur auf die Augen der weißen Eule zu schauen«, erklärte der Reporter. »Die haben sich tatsächlich bewegt. Erst gingen sie zu, dann waren sie wieder offen.«
Auch Suko interessierte die Sache. Er stellte sich neben die beiden Männer und schaute in die Höhe.
»Das Licht ist schlecht«, sagte der Chinese, »so kann man kaum etwas erkennen.«
»Dann nimm doch deine Lampe.«
Suko nickte, als Bill den Vorschlag machte. Er hakte die Lampe vom Gürtel los und schaltete sie ein.
Der Strahl stach in die Höhe, traf die Figur auf der Schädelplatte und die Augen.
Suko schaute genau hin, bevor er sagte: »Dir könnt mich steinigen, Freunde, aber ich sehe nichts.«
»Doch, da muß etwas sein. Ich habe mich nicht getäuscht, Suko. Ehrlich nicht.«
»Na ja, bei dem Licht in dieser…«
»Verdammt, was ist das denn?« Angst zitterte in der Stimme des norwegischen Inspektors mit, und auch die anderen beiden merkten plötzlich, daß sie in eine Falle geraten waren. Um genau sehen zu können, hatten sie dicht an den Schädel herangemußt und waren zwangsläufig auf die eiförmigen Gegenstände getreten, die zuerst hart gewesen waren, nun aber auseinanderglitten, zu einer weichen Masse wurden und sich wie Hände an den Beinen der drei Männer festklammerten.
Zurück konnte keiner mehr.
Sie rutschten in die Tiefe, vorbei an dem unheimlichen Totenschädel, in dessen Maul sie schauen konnten. Nebeneinander standen sie. Bleich waren ihre Gesichter. Furcht lag in den Augen, und jedem von ihnen war klar, daß es für sie eine unheimliche Reise werden würde. Eine Reise ins Land der Strigen…

***

Vier, nein, fünf Satanseulen starrten mich an. Der Vergleich zu Zinnsoldaten fiel mir ein, denn sie hockten sehr dicht beieinander, standen in einer Reihe und rührten sich nicht. Nur der durch die Ritzen fahrende Wind spielte mit ihrem Gefieder.
So wie sie aussahen, kannte ich sie auch. Graues Gefieder und häßliche Totenschädel, wobei allerdings ein gekrümmter Schnabel hervorstach, mit dem sie härter zuhacken und stechen konnten als die Vampire.

Die Satanseulen waren gefährlich, daran gab es nichts zu rütteln. Und sie waren auch nicht erschienen, um mich als einen Freund zu begrüßen, für sie war ich der Feind. Meine Überraschung hatte ich schnell verdaut, da ich mit ähnlichem rechnete. Automatisch winkelte ich den Arm an und tastete nach meiner Beretta.

Jetzt war ich froh, nicht mehr die störenden Fausthandschuhe zu tragen, denn ich hätte mich kaum gegen die kleinen Bestien verteidigen können.

Ich zog die Waffe.

Das sahen auch die Strigen, und sie bekamen mit, wie ich langsam zurückging. Da bewegten sich die ersten.

Es waren die Eulen, die links außen hockten. Sie machten den Anfang, sprangen ein wenig vor und breiteten die Flügel aus. Gemeinsam starteten sie, und ihr Ziel war ich. Die Beretta hat einen harten, etwas peitschenden Klang. Als ich dieses Geräusch hörte, da war es Musik in meinen Ohren. Die erste Eule erwischte ich dicht nach dem Start. Während das Mündungsfeuer noch ein wenig fahl nachleuchtete, traf es schon die zweite.

Wieder hieb das geweihte Silbergeschoß in den Körper und stoppte die Strige mitten im Flug.

Doch nicht nur zwei Strigen standen gegen mich, sondern fünf. Drei waren noch übriggeblieben, und sie waren ungemein flink, konnten sich blitzartig bewegen. Ich schaffte es nicht, ein drittes Mal zu schießen, denn plötzlich mußte ich zurück. Ich warf mich auf den rauhen Boden, wobei ich mich mehrere Male überrollte, um dem Angriffswirbel dieser fliegenden Bestien zu entgehen.

Etwas fuhr von links nach rechts wie ein stumpfes Messer durch mein Gesicht. Ich schrie unwillkürlich auf, zu überraschend war die Attacke. Zum Glück jedoch verfehlte mich der zuhackende Schnabel, denn die Strige hatte eine zu hohe Geschwindigkeit und war bereits an mir vorbei, als sie zustieß. Ich lag auf dem Rücken, schaute in die Höhe, hatte die Taschenlampe fallen lassen und sah in ihrem Schein die mordgierigen Tiere, die wild mit den grauen Flügeln flatterten, wobei ihre hellen Schädel fahl leuchteten. Die dritte Eule hockte in den Querstreben des Dachgebälks. Ich hob den rechten Arm, zielte ein wenig genauer und drückte dann ab.

Die geweihte Silberkugel fegte das mutierte Tier von seinem Standplatz weg. Auf dem Weg zum Boden flatterte es noch mit den Flügeln, bevor es hart aufschlug und liegenblieb. Ich konnte für wenige Sekunden aufatmen. Bis die nächste Strige herbeiflog. Sie stellte es schlauer an, attackierte mich nicht direkt, sondern schlug einen Bogen, wobei sie mit der Dunkelheit des Speichers verschmolz, denn überall reichte der Strahl meiner Lampe nun auch nicht hin. Sie wollte mich von hinten angreifen. Und ihr Artgenosse von vorn.

Diese Satanseule war so schnell, daß ich nicht mehr dazu kam, meinen Waffenarm in ihre Richtung zu bringen. Plötzlich hatte sie mich erreicht und hackte schon zu. Der Schnabel war spitz wie ein Messer. Er durchdrang den Ärmelstoff, doch ich riß meinen Arm zur Seite, bevor die Haut verletzt werden konnte.

Mit der freien linken Hand griff ich in das graue Gefieder, und meine Finger wurden zu Klammern. Hart drückte ich zu.

Die Eule schrie und zappelte. Sie hörte erst auf, als ich sie gegen die Wand wuchtete, so heftig und wild hatte ich sie von mir geworfen. Aber sie war nicht erledigt. Schon hörte ich das Rauschen der Flügel, denn da war noch die andere Strige, die aktiv in den Kampf eingreifen konnte. Sie wollte an meinen Kopf und mit dem Schnabel hineinhacken.

Ich rollte mich zur Seite, zog gleichzeitig mit der freien Hand den geweihten Silberdolch und hieb damit zu. Ich spießte sie mitten im Flug auf. Leicht drang die geweihte Klinge durch den Körper, der für sie kaum ein Hindernis bildete. Das war ihr Ende.

Ich brauchte meinen Dolch erst gar nicht aus dem Körper zu ziehen, denn die Strige verging sehr rasch. Knochen und Aschereste wirbelten mir entgegen, und ich war froh, auch den vierten Gegner erledigt zu haben. Blieb noch einer.

Auf meinen Lorbeeren ausruhen konnte ich mich nicht. Auch die letzte Strige konnte für mich zu einer tödlichen Gefahr werden. Und sie griff an, als ich mich in die Höhe stemmte.

Dabei kam sie von hinten, startete aus dem Dunkel und hieb so heftig in meinen Rücken, daß mich der Aufprall fast nach vorn und von den Beinen geschleudert hätte. Nur mühsam gelang es mir, mich wieder zu fangen. Dann hielt mich nichts mehr. Ich federte herum, drehte mich gleichzeitig im Kreis, spürte die Krallen der Satanseule, die sich in meinem Rücken festgeklammert hatte, und sorgte durch meine Bewegungen dafür, daß die Fliehkraft das Tier fortschleuderte. Ich hatte selbst nicht achtgegeben und krachte mit dem Rücken gegen einen der dicken Holzbalken. Jetzt endlich fiel die verdammte Vogel-Bestie zu Boden, blieb dort liegen, und ich trampelte voller Wut auf ihren Körper. Den Rest gab ich dem mutierten dämonischen Tier mit dem Dolch. Von oben nach unten jagte die blitzende Klinge, und dagegen hatte die Strige keine Chance. Sie verendete. Das war die letzte.

Ich atmete tief durch. Dieser kurze, aber ungemein erbarmungslos geführte Kampf hatte mich Nerven gekostet. Aber auch körperliche Kraft, und ich war ins Schwitzen geraten. Das hatte ich überhaupt nicht so gewollt, doch die letzten Ereignisse hatten mir bewiesen, daß die Gegner nicht schliefen. Mich wunderte nur, daß sich meine Freunde nicht gemeldet hatten, denn sie mußten die Geräusche gehört

haben.
Bevor ich nach ihnen schaute, leuchtete ich in die zweite Dachgaube hinein.
Sie war leer. Die Strigen hatten sich nur in der einen aufgehalten. Fünf gefährliche Wesen weniger, ich konnte mich als Sieger fühlen, aber das Rätsel des Schädel-oder Knochenthrons hatte ich damit noch immer nicht gelöst.
Wahrscheinlich war das, was ich hinter mir hatte, erst das Vorspiel zu weitaus gefährlicheren Aktionen. Mein Weg führte mich zum Ausgang. Dorthin, wo sich die Luke im Boden befand.
Dicht davor blieb ich stehen. Etwa eine Fußlänge trennte mich vom Rand. Ein paarmal holte ich tief Luft, um meinen Atem zu beruhigen. Dann peilte ich nach unten. Dort war alles leer.
Das heißt, der Schädelthron stand noch, aber von meinen Freunden war nichts zu sehen.
Ich befand mich allein in der Blockhütte!

***

Das war ein Hammer.
Verdammt, so etwas konnte es doch nicht geben. Bill, Suko und Nils Björnsson waren vor wenigen Minuten noch dagewesen, und nun sah ich keinen mehr. Da stimmte einiges nicht.
Nie wären sie klammheimlich, ohne mir Bescheid zu geben, verschwunden. Da ich sie aber nicht mehr sah und auch mein Rufen keinen Erfolg zeigte, mußte etwas Schreckliches geschehen sein. Hatte man sie entführt?
Vieles deutete darauf hin. Allerdings ließen sich drei zu allem entschlossene Männer wohl nicht lautlos entführen, nein, da mußten unsere Gegner wirklich zu einem gemeinen Trick gegriffen haben, anders konnte ich es mir nicht vorstellen.
Aber wie hatten sie meine Freunde in die Falle locken können? Dies war die große Frage, und die Antwort konnte mir wahrscheinlich nur der bleiche, übergroße Totenschädel geben.
Die Eule mußte innerhalb des höllischen Spiels eine besondere Rolle spielen.
Es hatte natürlich keinen Sinn, hier am Rand der Luke stehenzubleiben. Damit erreichte ich nichts. Wenn ich mich umschauen und Spuren sichern wollte, mußte ich nach unten. Ich ging in die Hocke, federte ein wenig durch und stieß mich dann ab. Die Distanz war ziemlich hoch, und ich landete dementsprechend hart auf dem Bohlenboden. Aber ich brach und verstauchte mir nichts. Unverletzt konnte ich wieder aufstehen und mich umschauen. Ich sah das gleiche wie von oben, nur eben aus einer anderen Perspektive. Leer!

Keine Spur von meinen Freunden.

Allmählich wurde ich unruhig. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß sie verschwunden waren, ohne ein Wort gesagt oder gekämpft zu haben. Was war passiert?

Sosehr ich auch nachdachte, suchte, den Raum durchquerte, ich fand weder eine Lösung noch irgendwelche Spuren. Meine Freunde waren im wahrsten Sinne des Wortes wie vom Erdboden verschluckt.

Das jagte mir Angst ein, und ich beschloß, mich näher mit dem Totenschädel zu beschäftigen. Wenn es eine Chance gab, herauszufinden, auf welchem Weg die drei Freunde verschwunden waren, dann nur durch die Hilfe des Totenschädels.

Als ich auf ihn zuging, zog ich auch mein Kreuz. Dieses unheimlich und hoch vor mir aufragende Symbol war ein Teil einer schrecklichen Magie. Es verkörperte das Böse, ein uraltes Geheimnis, das ich unter Umständen mit Hilfe des Kreuzes lösen konnte.

Ich ließ den Schädel nicht aus den Augen, auch nicht die weiße Eule darauf.

Dennoch überraschte sie mich, und ich zuckte zusammen, als ich den schrecklichen Laut vernahm, den die Eule ausstieß. Zwar stand sie weiterhin in der gleichen Haltung auf dem blanken und beinern schimmernden Schädel, aber ihren Schnabel hatte sie geöffnet, und aus dem Schlund im Weiß des Kopfes fuhr eine dunkelrote Zunge, die dieselbe Farbe wie die Augen hatte. Ich stoppte.

Weshalb hatte die weiße Eule nur so reagiert? Hatte sie Angst, weil sie das Kreuz sah?

Das war eine Erklärung, aber sie genügte mir nicht, ich wollte die Wahrheit wissen, die ganze Wahrheit.

Doch bevor ich den großen Totenschädel erreichen konnte, hämmerte jemand gegen die Tür.

In nächsten Moment wurde sie auch schon aufgestoßen.

Nicht nur die Kälte fegte in den Raum, sondern auch feiner Schnee.

Mit ihm aber kam er - der Eulenmensch!

***

Im ersten Augenblick war ich geschockt, als ich dieses Geschöpf aus der Nähe sah. Ich kam mir vor wie in einem Wintermärchen, in dem zahlreiche phantastische Gestalten auftraten, aber das hier war Realität. Vor mir stand ein Vogelmensch.

Und meine Gedanken irrten zurück. Weit zurück. Ich dachte an einen längst versunkenen Kontinent, der den Namen Atlantis trug und in dem es einmal den Eisernen Engel gegeben hatte, der ebenfalls Herr über Vogelmenschen gewesen war, aber dieser hier sah anders aus als die Wesen damals, 10.000 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Er war über und über mit Schnee bedeckt. In einer dicken Schicht lag er auf

seinem Gefieder, aus dem der normale Kopf eines dunkelhaarigen Menschen ragte. Das Gesicht war verzerrt. Allerdings konnte man diesen Ausdruck nicht als schmerzlich bezeichnen, sondern eher als unglücklich. Ja, dieses Wesen empfand alles Unglück der Welt, und ich wußte plötzlich, daß es mir nicht gefährlich werden konnte. Automatisch fiel mein rechter Arm nach unten und damit auch die Beretta, die ich sicherheitshalber gezogen hatte. Das Wesen wollte nichts Böses, und es sollte sehen, daß auch ich ihm nicht feindlich gesonnen war.

Allmählich taute der Schnee auf seinen dunklen Haaren.

Schwarze Bartschatten bedeckten das Gesicht, und der Körper zog sich zusammen, als er in das Haus hüpfte.

Hüpfen war genau der richtige Ausdruck, denn er konnte nicht mehr normal gehen.

Als ob ich überhaupt nicht vorhanden wäre, nahm er seinen Weg. Sein Ziel war der gewaltige Totenschädel. Ich trat sicherheitshalber zur Seite und ließ ihn passieren. Was würde geschehen?

Er sah mich überhaupt nicht, sondern schritt geradewegs auf den großen Schädel zu. Als er ihn erreicht hatte, blieb er für einen Moment stehen, ein Zittern schüttelte seine Gestalt, und er sackte in die Knie, wobei er die Arme ausstreckte und seine Hände gegen den blanken Schädel preßte. Furchtbar hörte sich das Stöhnen an, das aus seinem Mund drang. Ein grauenvolles Ächzen, ein Schluchzen und Flehen. Dieses Wesen war am Ende, das spürte ich sehr deutlich, und als es anfing zu sprechen, da verstand ich kein Wort. Dafür beobachtete ich die Eule. Sie hielt den Mund weiterhin offen. Aus dem Rachen fuhr die lange Zunge nach unten, und sie pendelte über dem menschlichen Kopf des Vogelwesens. Ich hätte ihn zurückreißen sollen, aber hinterher ist man ja immer klüger. Als die Tropfen aus dem Maul der weißen Eule quollen, an der Zunge entlangliefen und herabfielen, wo sie den Kopf des Vogelwesens berührten, da ahnte ich zwar Schreckliches, aber es war bereits zu spät, um einzugreifen. Das Wesen schrie gellend auf, warf die Arme hoch und fiel zurück.

Ich war mit einem Sprung bei ihm.

Sein Schädel war zerstört. Er fiel nicht auseinander, es löste sich auch keine Haut von den Knochen, etwas anderes geschah, das man ruhig mit dem Wort Zerstörung umschreiben konnte.

Aus der Haut wuchsen Federn. Vor meinen Augen verwandelte sich der Vogelmensch völlig in ein Tier, in eine riesengroße Strige. Statt des Skelettschädels hatte er einen Vogelkopf.

Es war schrecklich, denn ich stand neben ihm und mußte der Verwandlung tatenlos zuschauen. Schließlich lag ein menschengroßer Vogel vor mir. Diesmal wagte ich es.

Ich nahm das Kreuz in die freie Hand, beugte mich noch weiter vor

und preßte es auf seinen Körper.

Unter meiner Hand spürte ich das Gefieder. Es war weich, nachgiebig, zu nachgiebig, wie ich einen Augenblick später feststellte. Der Körper bestand aus Staub!

Ich schloß für einen Moment die Augen. Damit hatte ich nie gerechnet, ich hatte ihn retten wollen, und nun war mir klar, was mit denjenigen geschah, die in den Bann der weißen Eule gerieten. Sie hatten keine Chance mehr zu entkommen.

Wie dieser Mensch…

Ich holte tief Luft, bevor ich aufstand. Fast zwangsläufig mußte ich an Suko, Bill und Nils Björnsson denken. Ob mit ihnen das gleiche geschehen war?

Mein Herz klopfte schneller, als mir diese Gedanken durch den Kopf schossen. Wenn sie in den Bann der weißen Eule geraten waren, gab es dann noch eine Rettung für sie? Wuchtig drehte ich mich um und blieb so stehen, daß ich das wie versteinert wirkende Tier auf der Schädelplatte genau betrachten konnte. Ich schaute in das Gesicht, das eine ungemeine Kälte und Brutalität zeigte. Von diesem Wesen konnte ich keine Gnade erwarten.

Sollte ich es zerstören? Mir kamen Zweifel. Nicht, weil ich mir nicht sicher war, ob es meine Waffen schafften, ich dachte an etwas anderes.

Wenn ich die weiße Eule vernichtete, dann war mir unter Umständen der Weg zu meinen Freunden ein für allemal verwehrt.

Von draußen drangen plötzlich Geräusche in meine Ohren. Es war ein Brausen und Flattern. Vergleichbar mit einem gewaltigen Sturmwind, der um das Haus tobte. Blitzschnell war ich am Fenster, reinigte mit meiner Hand die beschlagene Scheibe und schaute hinaus. Nein, ein Sturm war es nicht, etwas anderes. Etwas schlimmeres.

Alle Strigen der Welt schienen sich vor dieser Blockhütte versammelt zu haben, um ihren makabren Tanz aufzuführen…

***

Die Strigen flogen so nah an der Scheibe vorbei, daß ich Angst hatte, sie würden dagegen prallen und das Fenster zerstören. Deshalb zuckte ich zurück.

Aber sie wollten nicht ins Haus, noch nicht, denn sie führten weiterhin ihren fliegenden Tanz auf, flogen wieder dicht über den Boden oder in der Höhe des Fensters, wirbelten mit ihren Flügeln den Schnee auf, so daß weiße Wolken einen regelrechten Ring um die fliegenden Bestien legten, und die waren durch nichts zu stoppen.

Ich saß in der Falle. Da brauchte ich mir nichts vorzumachen, es war einfach so.

Wie kam ich wieder raus?

Natürlich dachte ich sofort an meine Beretta und das Ersatzmagazin, das ich bei mir trug. Viel stand mir an Munition nicht zur Verfügung. Auch wenn jeder Schuß ein Treffer war, blieben noch genügend Strigen übrig, um mich zu töten.

Ich konnte es drehen und wenden, diesmal hatten mich die Strigen. Vielleicht bestand noch eine Chance, wenn ich ihr Denkmal zerstörte. Dieser Schädelthron mußte für die Bestien ungemein wichtig sein, wahrscheinlich hing von ihm ihr Wohl ab.

Die einzige Chance?

Und meine Freunde? Das schlechte Gewissen meldete sich.

Ich steckte in einer Zwickmühle, aber ich konnte keinen um Rat fragen, mußte jetzt und hier die Entscheidung treffen. Während draußen das orkanartige Brausen weiterhin die Blockhütte umtobte, drehte ich mich um, damit ich dem Schädel gegenüberstand.

Ich schaute ihn an - und meine Augen wurden groß.

Etwas hatte sich verändert.

Zwar hockte noch immer die weiße Eule auf der Schädelplatte, auch standen der Kopf und sie unbeweglich, aber in den grünen Augenhöhlen hatte sich etwas getan. Bilder waren entstanden.

Gesichter…

Die meiner Freunde…

***

Noch niemals zuvor hatten Bill, Suko und der norwegische Polizei-Inspektor so etwas erlebt. Es war eine unheimliche Reise, die sie begonnen hatten und die sie leider nicht steuern konnten. Andere Kräfte machten mit ihnen, was sie wollten, und sie zogen sie immer tiefer in die Erde hinein. In das Reich der Strigen…

Zoll für Zoll holte die Tiefe sich ihre Opfer. Obwohl sie noch mit den Oberkörpern aus dem seltsamen Untergrund schauten und auch die Arme bewegen konnten, drang dennoch kein Laut aus ihren Kehlen. Sie wollten um Hilfe schreien, aber ihre Stimmen versagten. Die andere Magie war einfach zu stark. Sie verschlang die Menschen. Wie Puppen kamen sich die Reisenden vor. In den langen Augenblicken schienen Atmung und Kreislauf zum Stillstand gekommen zu sein. Zwar sahen sie noch die Umgebung, auch den widerlich großen Totenschädel dicht vor ihren Augen, aber sie konnten nichts tun.

Die Funktionen ihres Körpers waren abgestellt. Alle drei befanden sich in der Gefangenschaft einer fremden Magie, gegen die sie nichts ausrichten konnten.

Die Tiefe fraß sie.

Es war kein Sumpf oder Moor, sondern etwas anderes, für das sie keine Erklärung hatten.

Die Welt um sie herum wurde kleiner. Immer weiter entfernte sich

die Decke. Sie hatten den Blick gehoben, schauten auf die offene Luke, und sie kam ihnen vor wie die letzte Rettung.

Nur ließ sich dort niemand blicken. Der Mann, der ihnen eventuell noch hätte helfen können, hatte genug mit seinen eigenen Problemen zu tun.

John Sinclair blieb verschwunden.

Und sie wurden von dem Boden gefressen. Bis über die Schultern steckten sie bereits in diesem seltsamen Sumpf. Sie sahen jetzt die Kugeln dicht vor ihren Augen, wie sie sich bewegten und gegeneinanderstießen. Sie erkannten auch die dünne Schleimspur auf den schwarzen Häuten, die die Kugeln zusammenhielt, so daß sie eigentlich wie ein gewaltiges Netz wirkten.

Am grausamsten war die Tatsache, daß sich alle drei Menschen nicht artikulieren konnten, doch die Gefühle waren auf ihren Gesichtern abzulesen. Und darin standen Angst, Furcht und Schrecken. Der letzte Ruck.

War diese seltsame Reise zuerst gleitend und fast übergangslos vor sich gegangen, so spürten die drei Männer plötzlich einen gewaltigen Zug, der an ihren Füßen zerrte und sie den restlichen Weg schnell überwinden ließ. Auf einmal bewegten sich die Kugeln heftiger, und im nächsten Augenblick rollten sie über ihren Köpfen zusammen. Die drei waren verschwunden! Und die Reise ging weiter. Tiefer wurden sie in einen unheimlichen Schacht gedrückt, der seltsamerweise Luft enthielt, so daß sie atmen konnten. Es war ein in die Erde führender Tunnel. Vielleicht ein Dimensionstunnel?

Suko hatte den Gedanken, er kleidete ihn auch in gesprochene Worte und wunderte sich, daß er reden konnte.

»Verdammt, das gibt es doch nicht!« Diesmal sagte Bill etwas.

Und Nils Björnsson sagte etwas in seiner Heimatsprache. Da Zeit in diesem Tunnel wohl nicht existierte, wußten sie nicht, wie viele Sekunden oder Minuten nach ihrem Eintauchen vergangen waren, aber alle drei spürten zur selben Zeit Widerstand unter ihren Füßen. Sie waren am Ziel.

Bill knickte noch etwas ein, Suko stand sofort, und Nils mußte gestützt werden.

»Hurra, wir leben noch«, sagte der Reporter und wischte sich über die Stirn. »Wer hätte das gedacht.«

Damit hatte Bill einen wahren Satz gelassen ausgesprochen. Die drei Männer konnten sich nur wundern, sie freuten sich, daß sie noch lebten, aber keiner von ihnen wußte zu sagen, wo sie sich eigentlich befanden.

»Ob wir unter der Erde sind?« fragte Nils Björnsson.

»So kann man es auch nennen«, stimmte Suko zu. »Aber wieso konnten wir schweben?«

»Weil wir die normale Dimension verlassen haben«, erklärte Bill Conolly.

Nils zog ein ungläubiges Gesicht. Es war genau zu erkennen, denn unterhalb der normalen Erde herrschte keinesfalls Finsternis. Es gab ein diffuses Licht, es schimmerte irgendwie grauweiß.

»Komisch«, flüsterte Nils und schüttelte sich. »Wenn ich das höre. Andere Dimensionen«, er nickte bei seinen eigenen Worten, »dann komme ich mir vor wie in einem Science-Fiction-Film. Gibt es denn so etwas wirklich?«

»Wir haben es eben erlebt!« stellte der Reporter trocken fest und schaute sich wie Suko um.

Sie befanden sich überall und nirgends. Wirklich, diese Beschreibung traf zu, denn sie standen in einem mathematischen Raum ohne Wände und auch ohne Boden, obwohl sie Widerstand spürten. Der Raum lief zu allen Seiten in die Unendlichkeit hinein. Es gab keinen Himmel, keinen Horizont, sie konnten sich an nichts orientieren, weil keinerlei Bezugspunkte vorhanden waren. Aber sie lebten.

Wie die Sonne manchmal morgens aus dem Meer taucht, so erschien aus der Unendlichkeit des Raumes eine Gestalt.

Zuerst war nur ein geisterhafter grüner Schein zu sehen, wie er auch die Augen des Totenschädels ausfüllte. Dann schob sich die Gestalt allmählich in den Vordergrund.

»Mein Gott«, flüsterte Bill, »das ist er.«

»Wer?« fragte Nils Björnsson.

»Strigus, Anführer der Satanseulen!«

Während der norwegische Inspektor die Schultern hob, schwieg Suko. Er sagte lieber nichts, denn auch er hatte genug von Strigus gehört und wußte um seine Gefährlichkeit.

Strigus war das Grauen, der personifizierte Schrecken, und er zeigte sich in all seiner abscheulichen Pracht.

Allmählich nur stieg er in die Höhe. Er wuchs und wuchs, nahm Menschengröße an und wuchs sogar noch weiter, bis er fast doppelt so groß war wie ein ausgewachsener Mann.

»Das ist ja, das ist…« Nils Björnsson schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen. So etwas darf es doch nicht geben …«

Keiner tröstete ihn. Bill Conolly und Suko hatten selbst genug damit zu tun, dies neue Problem zu meistern. Strigus hatte einen schrecklichen Kopf, zur Hälfte der Schädel eines Skeletts, zur anderen Hälfte der einer Eule. Ein Auge war leer, das andere gefüllt. Unter der Hälfte eines Schnabels befand sich das breite Maul. In der Öffnung schimmerten zwei lange, weiße Zähne, ähnlich wie bei Vampiren. Ansonsten hatte Strigus einen Eulenkörper, den allerdings stark vergrößert.

Das Bild war schlimm, und es existierte nicht nur in der Phantasie

dieser drei Männer!
Strigus kam näher.
Die drei lauschten, aber kein Geräusch war zu vernehmen, bis ihnen plötzlich die Stimme des Eulendämons entgegenschallte.
»Willkommen in meinem Reich, Menschen. Ich freue mich wirklich, daß ihr den Weg zu mir gefunden habt.« Danach folgte ein so schauriges Gelächter, daß es den drei Männern kalt den Rücken hinabrann…

***

Was sollte ich jetzt tun?
Ich stand vor dem gewaltigen Schädelthron und schaute in das mit grünem Licht gefüllte Auge, sah meine Freunde und auch Nils Björnsson und stand da, ohne ein Wort zu sagen. Es war schlimm.
Wenn ich versuchte den Schädel zu zerstören, dann konnte es sein, daß ich auch die drei umbrachte, die so nah vor mir waren und sich dennoch so unendlich weit entfernt befanden. Eigentlich hätte ich nur die Hand auszustrecken brauchen, aber ich konnte nicht durch einen Dimensionsschacht greifen, das war schlichtweg unmöglich. Ich sah noch mehr.
Als wäre im Innern dieses Schädels eine Kamera installiert, die nun zurückfuhr, um dem Betrachter einen besseren Sichtwinkel zu verschaffen, so geschah dies auch vor meinen Augen.
Meine Sicht wurde besser, ich schaute in die Tiefe eines ungeheuren Raumes und entdeckte ihn, wie er praktisch aus dem Nichts erschien. Strigus, Herr der Satanseulen.
Er schwebte hoch, ich konnte ihn in all seiner Scheußlichkeit sehen.
Strigus war widerlich und häßlich.
Und meine Freunde befanden sich in seiner Gewalt. Sie standen da wie Puppen, ich sah an den Bewegungen ihrer Lippen, daß sie miteinander sprachen, aber ich konnte nicht verstehen, was sie sagten. Uns trennten Raum und Zeit!
Mich hatte der Anblick so fasziniert, daß ich kaum merkte, wie sich der Boden unter meinen Füßen veränderte. Er wurde weich, fühlte sich irgendwie schlammig an, und plötzlich steckte ich fest.
Verdammt, ich kam nicht mehr weg!
Und der Boden arbeitete! Obwohl ich versuchte, meine Beine aus ihm herauszuziehen, wurde ich trotz aller Bemühungen langsam aber sicher in die Tiefe gezerrt. Gebannt starrte ich auf die schwarzen, eiförmigen Gegenstände, und da wurde mir auf einmal klar, wie meine Freunde in die andere Dimension versetzt worden waren. Mir sollte das gleiche Schicksal widerfahren! Ich bückte mich und klammerte mich gleichzeitig an der glatten Haut des Schädels fest, um Halt zu haben, damit ich meine Kraft auf die Füße konzentrieren

konnte. Dies gelang mir nicht.

Die ovalen Gegenstände konnte man auch mit klebrigen Händen vergleichen, die keinen Pardon kannten und ihr Opfer nicht losließen.

Wenn es so weiterging und mir nichts einfiel, würde es nur noch Minuten dauern, bis mich dieser seltsame Untergrund verschlungen hatte und ich das gleiche Schicksal erlebte wie meine drei Freunde. Das wollte ich auf keinen Fall. Deshalb gab ich nicht auf. Ich kämpfte gegen die verdammte Tücke des Objekts, aber nicht mit Gewalt, sondern mit List.

Das Kreuz sollte mir helfen.

Obwohl der hundertprozentige Beweis noch nicht erbracht war, glaubte ich dennoch, daß eine starke Magie vorhanden war, die mich in die unheilvolle Tiefe zerren wollte. Ich ließ die abstützende Schädelwand los, nahm das Kreuz und bückte mich.

Zwischen die dunklen, ovalen großen Eier stach ich das Kruzifix und hoffte auf eine Reaktion. Die erfolgte auch.

Nicht schnell, nur langsam, so daß ich bereits ungeduldig wurde. Die Gegenstände unter mir bewegten sich heftig. Sie rieben gegeneinander, und ich sah, wie sich über die dunkle Haut dieser Eier plötzlich Risse zogen. Und die breiteten sich aus.

Nicht nur die Eier, die ich mit meinem Kreuz berührt hatte, zersprangen, sondern auch die anderen in der unmittelbaren Umgebung. Die Magie breitete sich aus wie ein Lauffeuer. Mich erinnerte dies an eine Kettenreaktion, und dann flogen die ersten schwarzen Eier auseinander. Sie explodierten. Die magische Kraft meines Kreuzes sprengte die Schalen auseinander. Nach allen Seiten sprangen die Stücke weg, prallten gegen den Totenschädel, sirrten als Querschläger davon, aber nicht nur das, aus diesen Eiern erhoben sich kleine, schreckliche, fliegende Gestalten. Strigen!

Junge Strigen! Das also war das Rätsel. Ich hatte das Nest der jungen Strigen zerstört, und ich hatte auch noch das große Glück, freizukommen.

Plötzlich rutschte ich nicht mehr, spürte Widerstand unter meinen Füßen und konnte zurückspringen. Mit einem gewaltigen Satz warf ich mich nach hinten. Mit rudernden Armen gewann ich das Gleichgewicht zurück und wurde gleichzeitig von den Strigen umflattert. Sie waren kaum größer als Wellensittiche, aber sie waren schon genauso häßlich wie die ausgewachsenen Dämonenvögel. Winzige Totenschädel saßen auf ihren grauen Körpern, auch die scharfen Schnäbel stachen daraus hervor, aber die dämonischen Kleintiere griffen mich zum Glück nicht an, denn sie mußten sich erst in der gewonnenen Freiheit zurechtfinden.

Das war gut so. Ich konnte mich zurückziehen und dort ein Versteck finden, wo das Zimmer noch dunkel war und nicht vom Kerzenschein

ausgeleuchtet wurde. Draußen lauerten noch genügend Gegner. Ich hörte sie. Das Schlagen der Flügel, das Brausen und Flattern war eine mich stets begleitende Musik.

Noch griffen sie nicht an und hielten sich zurück, doch das änderte sich sehr schnell. Mit Schlägen begann es.

Sie klangen dumpf an meine Ohren, denn die Strigen wuchteten gegen die Außenwand der Blockhütte. Es mußten die Schnäbel sein, die diese harten, pochenden Geräusche verursachten. Die Tür war vorhin zugefallen. Zum Glück, denn sonst wären die Strigen längst in die Blockhütte eingedrungen. Ich stand da und zitterte.

Angst war es nicht, mehr Spannung oder Erwartung. Sie mußten ja etwas tun, denn sie konnten nicht hinnehmen, daß ich ihr Heiligtum zerstörte. Zudem platzten immer mehr dieser schwarzen Strigen-Eier auf. Die Haut hielt dem magischen Druck nicht mehr stand. Allerdings hatte mein Kreuz die Nachwuchs-Strigen nicht zerstört, nur befreit, so war diese Aktion für mich zu einem Bumerang geworden. Nein, ich täuschte mich.

Die kleinen Strigen lebten nur Sekunden. Ich hatte mich nicht so sehr auf sie konzentriert, sondern auf ihre großen Brüder draußen. Nun aber erkannte ich, als eine junge Strige dicht an meinem Gesicht vorbeistrich, daß sich ihr Totenschädel allmählich auflöste.

Sie fiel zu Boden, als hätte man ihr den Lebensfaden einfach gekappt. Und einen Schädel hatte sie auch nicht mehr, der verlor sich in einer Staubfahne. Das Kreuz hatte also doch gesiegt. Ich atmete auf und lachte gleichzeitig befreit. Irgendwie mußte sich das Gefühl bei mir freie Bahn verschaffen. Dann klirrte die erste Scheibe.

Dieses Geräusch bewies mir, daß ich mich noch immer in einer verdammt gefährlichen Lage befand. Eine Satanseule schaute in den Raum. Sie hockte noch draußen auf der Fensterbank, glotzte in das Zimmer, und ich vernahm einen seltsam hohen Schrei. Schnell schaute ich nach rechts.

Diesen Ruf hatte die weiße Eule ausgestoßen, die auf dem großen Totenschädel hockte. Es war kein klagender Laut, er hörte sich aggressiv und wütend an. Die Flügel der weißen Eule bewegten sich plötzlich. Sie schüttelte sich, sträubte ihr Gefieder, und sie wirkte so, als wäre sie nach einem langen Schlaf endlich erwacht. Das konnte gefährlich werden.

Eigentlich hätte ich sie mir zuerst aufs Korn nehmen wollen und war schon dabei, mich in Bewegung zu setzen, als etwas anderes geschah, so daß mir die Initiative aus der Hand gerissen wurde.

Die Eule am Fenster startete.

Nicht einmal freiwillig, sie wurde von außen gestoßen, denn hinter ihr hatten sich zahlreiche ihrer Artgenossen versammelt, die wollten, daß die Strige angriff. Ich zog die Beretta und schoß.

Kaum hatte sich die Strige von ihrem Platz gelöst, als meine geweihte Silberkugel ihr in den Körper fuhr und die Eule zerstörte. Als Reste segelten Knochen und Federn zu Boden, die sogleich vergingen, so daß nur Staub zurückblieb. Das war die letzte Kugel gewesen, die ich im Magazin gehabt hatte. Ich mußte nachladen.

So etwas schaffte ich sehr schnell. Meine Finger vollführten tausendmal geübte Bewegungen. Das alte Magazin raus, die neuen Silberkugeln hineingeschlagen. Fertig.

Im selben Augenblick löste sich die weiße Eule vom Totenschädel. Sie stieß seltsam schrille Laute aus, die ich als Angriffssignal deutete.

Genügend Helfer befanden sich schließlich innerhalb des Blockhauses. Doch ich täuschte mich.

Als die wild flatternden Satanseulen die Schreie der weißen Eule hörten, da änderten sich ihre Flugabsichten, und sie wandten sich dem übergroßen Schädel zu.

Dort sammelten sie sich.

Die weiße Eule hatte gerufen, alle kamen und ordneten sich ihr unter. Ich war vergessen.

Das wunderte mich. Verzweifelt grübelte ich über den Grund nach, ich fand ihn nicht.

Und plötzlich verschwanden die Satanseulen ebenso rasch, wie sie gekommen waren.

Der Reihe nach huschten sie aus dem offenen Fenster, durch das der Wind den Schnee geweht hatte. Als letzte flog die weiße Eule.

Jetzt hätte ich sie vielleicht vernichten können, aber ich war noch immer so überrascht, daß ich es glatt vergaß und es auch irgendwie nicht wollte, denn meine Neugierde wurde angestachelt.

Ich mußte sehen, was da draußen passierte.

Als ich einen Blick auf mein Kreuz warf, da sah ich, wie die Buchstaben der vier Erzengel aufleuchteten.

Das konnte nur eins bedeuten: Alarmstufe Rot.

***

Sie sahen Strigus, und sie erkannten, daß sie gegen ihn nur klein und schmächtig waren.

Er stand vor ihnen wie ein monströser Berg. Grauenhaft war er anzusehen. Dieser Dämon war sich seiner Macht und Kraft bewußt. Das konnte er auch, denn er befand sich in seinem Reich. Und die drei Männer waren seine Gefangenen. Bill fand es müßig, erst noch groß nach Erklärungen zu suchen, denn er würde sowieso keine finden. Dieses Reich existierte, es gab den Dimensionstunnel, und er hatte sich damit abzufinden.

Strigus redete. Er bediente sich dabei der menschlichen Sprache. Insofern unterschied er sich nicht von anderen Dämonen, aus deren

Mäulern immer verständliche Laute drangen, wenn sie sich mit Menschen unterhielten. Es war etwas, was Dämonen beherrschten, ohne es zuvor lange gelernt zu haben.

Nur Nils wunderte sich, und er keuchte: »Meine Güte, der kann ja sprechen.«

Niemand ging auf seine Bemerkung ein. Bill und Suko konzentrierten sich auf die Worte des Strigus.

Der sagte: »Es finden sich immer wieder Opfer, die unbedingt mein Reich kennenlernen wollen. Vor nicht allzu langer Zeit war es ein Mann, der bei einem plötzlichen Schneesturm Unterschlupf in der Hütte suchte. Er wurde ebenfalls zu einer Eule, aber nicht ich verwandelte ihn, sondern die weiße Eule, die zu mir gehört wie eine Frau zu einem Mann.« Bill und Suko schauten sich an. Auf ihren Gesichtern lag ungläubiges Staunen, gleichzeitig aber auch ein gewisses Begreifen. Nun wußten sie, wie die weiße Eule und Strigus zusammenpaßten. Sie führten gewissermaßen eine Ehe, denn durch sie entstanden die neuen Strigen. Wenn beide vernichtet wurden, gab es auch keinen dämonischen Nachwuchs mehr. Das war ein Hammer.

»Ich sehe, ihr versteht«, erklärte Strigus, »dann gebe ich euch auch die Chance, nach draußen zu schauen. Dreht euch um!«

Die Männer zögerten. Suko und auch Bill wollten dem Dämon nicht gern den Rücken zuwenden, dann waren sie deckungslos, und Strigus konnte eiskalt zuschlagen. Würde er das tun? »Macht schon!«

Suko nickte. Er zog auch Nils Björnsson mit herum, und sie waren alle drei überrascht, als sie die runden Öffnungen dicht vor ihren Augen entdeckten. Freie Sicht in eine andere Welt.

Die Männer schauten durch die mit grünem Licht gefüllten Augen des Totenschädels und konnten erkennen, was sich in der Blockhütte abspielte. Da sahen sie einen Mann. John Sinclair!

Er blickte ebenfalls durch die Augen, nur von der anderen Seite, und er mußte sie auch sehen, aber er gab mit keinem Zeichen zu erkennen, daß er sie wahrnahm.

»Aber das ist ja John Sinclair!« rief Nils Björnsson. »Himmel, der muß uns hier herausholen!«

Als er diese Worte ausrief, da lachte Strigus. »Wie soll er das schaffen? Ihr befindet euch in meinem Reich. Ihr könnt ihn sehen, er sieht euch, das ist alles. Euch trennen Welten, es ist eine Dimension, die zwischen euch liegt. Wir befinden uns in einem Niemandsland, aber die Verbindung zwischen hier und eurer Welt ist der Schädelthron.«

»Und wie kommen wir wieder von hier weg?« brüllte Nils plötzlich.

»Nur wenn ich es will. Aber nicht mehr so, wie ihr seid, sondern als Verwandelte, als Eulenmenschen oder Strigen, das verspreche ich.«

Nils schüttelte den Kopf. Er begriff das alles nicht, und er stöhnte auf,

als er diese hart gesprochenen Worte vernahm. Suko und Bill zermarterten sich den Kopf, aber es fiel ihnen kein Ausweg ein.

Suko dachte an seinen Stab, mit dem er die Zeit für fünf Sekunden anhalten konnte. Aus Erfahrung wußte er, daß dieser Stab auch in anderen Dimensionen seine Kraft nicht verlor, aber nicht jede Dimension war gleich. Es konnte durchaus sein, daß er hier überhaupt nichts erreichte.

»Wer will zuerst sterben?« fragte Strigus und schaute die drei mit seiner widerlichen, zerstörten Fratze an. Gelblichweiß schimmerten die Skelettknochen, sein graues Gefieder zitterte, doch die Antwort, die er erhielt, fiel nicht so aus, wie er es sich vielleicht vorgestellt hatte. Die Freunde wollten kämpfen!

Suko hatte die Dämonenpeitsche, zudem noch eine Beretta, und auch Bill Conolly war nicht waffenlos. Vielleicht gelang es ihnen, Strigus damit zu vernichten, wenn sie die geballte Kraft einsetzten. Doch es kam alles anders.

Etwas geschah, womit sie nie gerechnet hatten. Das warf all ihre Pläne über den Haufen.

Ein gewaltiges Grollen entstand plötzlich über ihnen. Dann hörten sie das Knirschen, und die Welt um sie herum begann zu schwanken. Sie wollten Halt finden, doch sie stürzten zu Boden, wo sie sich zudem noch überschlugen. Drei Männer schwebten im Raum, auf einer Unterlage, die sie nicht sehen konnten.

Sie warfen einen Blick nach oben, hinein in den Schacht, aus dem ihnen das Donnern entgegenhallte. Und sie hörten den Schrei der riesigen Monstereule, die sich in die Luft erhoben hatte.

»Da!« brüllte Suko und streckte seinen Arm in die Höhe. »Sieh doch, Bill!«

Auch Conolly schaute. Sein Herz stand fast still.

Aus dem unheimlichen Schacht wallte ihnen etwas entgegen. Es schimmerte grau, und sie glaubten, fratzenhafte Gestalten in diesen grauen Wolken zu erkennen. Immer deutlicher traten sie hervor, und Nils Björnsson fand genau die richtigen Worte.

»Das ist ja Nebel!« stöhnte er.

»Nicht nur das!« knirschte Suko. »Wir haben es hier mit einem besonderen Nebel zu tun.«

»Dr. Tods Todesnebel«, murmelte Bill Conolly tonlos…

***

Was hatte die Strige zu dieser seltsamen Flucht veranlaßt? Diese Frage stellte ich mir, und ich wollte darauf eine Antwort. Frei bewegen konnte ich mich, denn es waren keine Satanseulen mehr da, die mich hätten aufhalten können. Auch der Strigen-Nachwuchs war vergangen. Er lag als grauer Staub auf dem Boden.

Vorsichtig bewegte ich mich auf das Fenster zu. Mein Kreuz hatte mich vor der großen Gefahr gewarnt. Da ich innerhalb der Blockhütte nichts ausmachen konnte, mußte die Gefahr draußen lauern.

Vier Schritte brauchte ich, um das zerstörte Fenster zu erreichen. Bevor ich stehenblieb, duckte ich mich so weit, daß ich gerade noch durch die Öffnung peilen konnte. Und dann wurden meine Augen groß. Plötzlich erkannte ich den Grund, weshalb die Strigen so panikerfüllt die Flucht ergriffen hatten. Draußen lauerte das Verhängnis. Todfeinde waren erschienen.

Keine roten Vampire, sie waren den Strigen unterlegen. Aber der Herr über die roten Vampire war selbst erschienen, um an dem Vernichtungsfeldzug teilzunehmen. Er hatte Verstärkung mitgebracht.

Lady X, die neue Chefin der Mordliga, und - was ich kaum glauben konnte - Xorron, Herr der Untoten und Zombies. Was ich in den nächsten Augenblicken erlebte, war Horror hoch drei…

***

Die ehemalige Terroristin und jetzige Vampirin hatte von einer Reise gesprochen. Und sie hatte ihr Versprechen gehalten. Sie wollte ein für allemal mit den Strigen aufräumen, deshalb hatte sie auch ihre beiden gefährlichen Helfer mitgenommen. Xorron und Vampiro-del-mar.

Der Würfel des Unheils hatte den dreien diese Reise ermöglicht. Auf magische Art und Weise konnten sie spielend Entfernungen zurücklegen, und nun waren sie am Ziel. Und die Strigen kamen.

Die drei hatten die gefiederten Unholde schon gesehen, als sie sich noch im Wald versteckt hielten. Zwar war es dunkel geworden, aber der Schnee erleichterte die Sicht.

Die drei Mitglieder der Mordliga standen nebeneinander. Lady X hielt den Würfel des Unheils mit beiden Händen fest. Sie war fest entschlossen, seine Kraft voll einzusetzen, denn die Strigen mußten vernichtet werden. Das schaffte am besten der Todesnebel.

Rechts neben ihr stand Xorron. Das blaß wirkende Monster sank bis zu den Knien in dem tiefen Schnee ein, ebenso wie Vampiro-del-mar, der auch ziemlich schwer war. Noch hatte man sie nicht entdeckt. Aber sie sahen die Strigen. Wie eine wilde, ungezügelte Horde umflatterten sie die einsam stehende Blockhütte. Ihre Flügel wirbelten den Schnee hoch. Zahlreiche Kristalle glänzten wie Puderzucker und bildeten einen dünnen Vorhang aus Schnee. Lady X sah, daß in der Blockhütte Licht brannte. Der unregelmäßig flackernde Schein deutete auf Kerzenlicht hin, das manchmal mehr Schatten produzierte als Helligkeit. Lady X wartete noch. Sie suchte sich den günstigsten Zeitpunkt ihres Eingreifens aus, denn sie wollte von den Strigen nicht zu früh entdeckt werden. Dann nickte sie.

Für die anderen war es das Zeichen. Die ehemalige Terroristin

brauchte nichts weiter zu sagen. Automatisch setzten sich ihre beiden grausamen Helfer mit ihr zusammen in Bewegung. Nebeneinander schritten sie auf die Blockhütte zu.

Sie boten ein schauriges Bild. Ihre Gestalten stachen deutlich von der weißen Schneefläche ab. Die Dunkelheit schaffte es nicht, sie weiterhin zu verbergen. Die Monster waren von den Strigen noch nicht entdeckt worden. Dann aber, als sie wenige Schritte vorgegangen waren und ihre Umrisse durch das vom Himmel fallende Mondlicht noch deutlicher hervorgehoben wurden, sahen die Strigen sie. Bisher hatten sie ihre Kreise um die Blockhütte gezogen. Einige der Satanseulen flogen sehr tief, andere wiederum hielten sich hoch, sie umkreisten das Haus etwa in Dachhöhe, und ihre Formation geriet durcheinander, als aus einem Totenkopfmaul plötzlich ein schriller Schrei drang, der schaurig über die Lichtung schwang und schließlich zwischen den schneebeladenen Tannen verhallte.

Einige Strigen stoppten den Flug, andere formierten sich zu einem Pfeil und stiegen in die Höhe, um über dem Dach wieder auseinanderzufächern.

Die drei von der Mordliga waren stehengeblieben. Ihre Distanz zur Blockhütte betrug nur noch wenige Schritte, und Lady X aktivierte den Würfel. Da griffen die Strigen an.

Plötzlich hatten sie erfaßt, daß sich Feinde genähert hatten, die sie nur zusammen vernichten konnten. Die hoch fliegenden Tiere kamen zuerst. Über dem Dach hatten sie sich gesammelt, drehten sich jetzt und stürzten auf die dämonischen Wesen nieder.

Sie waren unheimlich schnell. Zwar hätte es den anderen noch gelingen können, auszuweichen, aber das wollten sie nicht. Besonders Vampiro-del-mar war scharf auf seine Rache, und er stürzte sich mit Wutgebrüll den Angreifern entgegen. Sie prallten zusammen.

Wie eine lebende Rakete tauchte der Uralt-Vampir in die kompakte Masse der Strigen ein.

Er kannte keinen Pardon, bot ihnen seinen Körper, ließ die heranfliegenden Strigen dagegenwuchten, und die Arme des Blutsaugers begannen zu arbeiten wie Windmühlenflügel. Gleich zwei konnte er schon bei der ersten Attacke packen. Er zerriß sie, schlug einige andere tot und wurde dann formlich unter einer wahren Springflut begraben. Er konnte sich nicht mehr halten und fiel in den tiefen Schnee, wo der Kampf weitertobte. Das Knacken der Totenschädel hallte laut über die Lichtung.

»Jetzt du!« befahl Lady X.

Der Befehl galt Xorron. Dieser ließ sich nicht lange bitten. Der Herr der Ghouls und Zombies walzte vor.

Deckungslos schritt er auf die Strigen zu. Er sah schwerfällig aus, wie er durch den tiefen Schnee stapfte. Angst brauchte er nicht zu haben,

denn Xorron war so gut wie unverletzbar. Die ersten Strigen wuchteten gegen den blaß schimmernden Körper, unter dessen Haut bei genauerem Hinsehen das Gerippe der Knochen zu sehen war. Xorron fing die Strigen ab. Er stürzte nicht, sondern stemmte sich den Angreifern entgegen.

Die Strigen hackten auf ihn ein. Ihre messerscharfen Schnäbel zielten nach seinem Gesicht, schrammten auch dagegen, doch nicht ein Kratzer blieb zurück. Xorron war zu stark.

Wenn er eine Strige zu packen bekam, dann zerquetschte oder zerriß er sie. Xorron räumte fürchterlich unter den Satanseulen auf. Manchmal drang aus dem Maulspalt ein grunzendes Geräusch. Immer dann, wenn er besonders zufrieden war und wieder eine Eule gegen die Hauswand geschmettert hatte.

Lady X beobachtete nur. Noch hielt sie den Nebel ein wenig zurück. Er war zwar aus dem Würfel gedrungen, aber er umgab nur ihre Gestalt als ersten Schutz. Auch Vampiro-del-mar kämpfte wie ein Berserker. Er lag nicht mehr im Schnee, sondern kniete jetzt, schlug um sich und erwischte immer wieder angreifende Strigen, die er vernichtete.

Lady X lächelte. Sie freute sich, als sie ihre beiden Leibwächter so kämpfen sah.

Immer mehr Strigen wurden vernichtet. Die beiden Monster wüteten furchtbar unter diesen dämonischen Wesen. Zu sehr kochte in ihnen der Haß.

Die Scott schaute zum Fenster hin. Sie wußte, daß sie noch nicht gewonnen hatte, denn noch hatte sie Strigus nicht gesehen. Um ihn ging es schließlich. Erst wenn er vernichtet war, konnte sie in Ruhe an die anderen Aufgaben herangehen. Dann sah sie eine Bewegung an dem zerstörten Fenster. Es war nicht Strigus, der dort erschien, sondern, gefolgt von einigen anderen Strigen, eine schneeweiße Eule. Das überraschte die Vampirin. Von ihr hatte sie noch nie etwas gehört. Sie schien so etwas wie eine Königin zu sein. Sie hatte viel Ähnlichkeit mit einer normalen Eule, vielleicht waren die hellen Schwingen ein wenig größer, ansonsten gab es da kaum einen Unterschied. Die Eule bewegte den Kopf.

Zuerst nach rechts, dann nach links, als wollte sie sich einen guten Überblick verschaffen. Schließlich blieb ihr Blick auf Lady X haften. Die beiden fixierten sich.

Und sie erkannten in diesen kurzen Augenblicken, daß sie Todfeinde waren.

Ja, da gab es nichts, was sie verband. Obwohl sie beide zu den dämonischen Geschöpfen gehörten, wollte die eine die andere vernichten. Die weiße Eule startete.

Xorron und Vampiro-del-mar nahmen sich inzwischen die übrigen

Strigen vor, so konnte sich Lady X voll und ganz auf ihre neue Gegnerin konzentrieren. Sie schaute in ein dunkelrotes Augenpaar. Die Eule hatte ihren Schnabel geöffnet, aus dem eine rote Zunge wie ein langer Faden hing. Zähne oder ein Gebiß entdeckte die Scott nicht, die Innenseiten der beiden Schnabelhälften mußten demnach messerscharf sein. Die weiße Eule rauschte heran.

Dieses Geräusch entstand, als sie ihre Flügel bewegte, sie dann jedoch stillhielt und direkt auf Lady X zu glitt. Die ehemalige Terroristin lächelte nur. Sollte die Eule ruhig kommen, der Todesnebel würde sie schon zerstören. Sie irrte sich.

Die weiße Eule war schlauer, als Lady X angenommen hatte, denn dicht vor ihr änderte sie die Flugrichtung und stieg in die Höhe.

Lady X kreiselte herum. Der Nebel schützte nur einen Teil ihres Körpers und nicht den Kopf.

Die weiße Eule kam von oben. Sie hatte Gewicht, wuchtete sich auf den Schädel der Vampirin und hackte mit ihrem gefährlichen Schnabel zu. Spielend leicht drang er durch die dichten schwarzen Haare und hinterließ auf der Kopfplatte eine lange Wunde, aus der allerdings kein Blut strömte. Mit den Flügeln schlug sie dabei ebenfalls zu und traf die Scott rechts und links im Gesicht.

In einer instinktiven Bewegung riß Lady X beide Arme hoch, und dabei ließ sie auch ihre kostbare Waffe fallen, den Würfel. Er landete im Schnee, wo er fast verschwand. Lady X fiel neben ihn, weil sie beim Zurückgehen die Balance verlor und sie die Schnabelhiebe der weißen Eule wie Hammerschläge auf ihrem Kopf spürte. Sie hackten mehrmals gegen die Schädelplatte, und innerhalb von Sekunden fügte die Eule der Vampirin starke Wunden zu. Ein Mensch wäre verloren gewesen. Die Blautsaugerin kämpfte. Ein wilder, wütender und fauchender Laut drang aus ihrem Mund, als sie den linken Arm hochriß und die Eule mit einem Faustschlag traf. Das weiße Tier flatterte zurück.

Die Zeit reichte Lady X, um die Maschinenpistole von der Schulter zu nehmen.

Die Waffe packte sie mit beiden Hände, und die Augen der ehemaligen Terroristin leuchteten auf. Dann schoß sie.

Es war ihre Lieblingsmelodie, das häßliche Tack-Tack der Waffe. Die fahlen Mündungsblitze zuckten vor dem Lauf auf. Sie konnte die weiße Eule gar nicht verfehlen. Nicht ein Wesen wie Lady X, das die Maschinenpistole praktisch zu ihrem Bräutigam auserkoren hatte. Die Garbe traf voll.

Es waren geweihte Silberkugeln, die die Eule in einer Wolke von dunkelrotem Blut förmlich zerrissen.

Ein roter Regen rieselte hinab und färbte den Schnee. So starb die weiße Eule, die einen Teil der Schuld daran trug, daß Strigen

entstanden waren.

Lady X kniete im Schnee und lachte heiser, bevor sie nach dem Würfel griff und ihn wieder an sich nahm. Jetzt war sie voll bewaffnet, der Kampf konnte weitergehen. Als sie sich auf die Beine stemmte, hörte sie den urigen Schrei. Xorron hatte ihn ausgestoßen. Er war ebenfalls in den Schnee gefallen, kam aber jetzt hoch, und um ihn herum lagen die Reste der getöteten Strigen.

Vampiro-del-mar kämpfte noch. Er wollte keine Strige entkommen lassen, während Xorron ein anderes Ziel hatte. Die Blockhütte.

Er hatte von Lady X den Befehl erhalten, mit seinen gewaltigen Kräften den Schädelthron zu zerstören. Und diesen Befehl wollte er ausführen, und nichts konnte ihn stoppen…

***

Ich beobachtete den Kampf. Und ich muß ehrlich gestehen, daß das Geschehen mich gleichzeitig faszinierte und abstieß. Dämonen kämpften gegen Dämonen. Da gab es keinen Pardon, keine Gnade, da verschaffte sich der Haß freie Bahn und konnte sich so richtig austoben. Schrecklich…

Xorron und Vampiro-del-mar räumten furchtbar auf. Lady X hielt sich zurück, bis sie von der weißen Eule attackiert wurde und diese mit einer Salve aus ihrer Silberkugel-MPi zerfetzte. Jetzt hatten die drei Monster tatsächlich freie Bahn. Für die restlichen Strigen sah es böse aus, sie würden es wohl kaum überleben, wenn sie in die Klauen der Monster gerieten. Ob Vampiro-del-mar, Xorron oder Lady X mich entdeckt hatten, wußte ich nicht. Wäre ich allein gewesen, hätte ich die Hütte verlassen, aber ich mußte an meine Freunde denken, die Gefangene einer anderen Dimension waren.

Der erbarmungslose Kampf auf der Lichtung näherte sich allmählich seinem Ende. Nur noch wenige Strigen waren übriggeblieben. Die anderen lagen zerfetzt auf dem weißen Boden. Sie würden nie mehr Menschen angreifen. Die andere, die dämonische Seite hatte schreckliche Rache genommen.

Xorron war als erster fertig.

Er wühlte sich aus dem Schnee hoch. Das Zeug schmolz auf seinem hellen Körper und hinterließ wäßrige Bahnen. Xorrons Ziel war die Blockhütte. Und da hockte ich.

Wir standen uns ja nicht zum erstenmal gegenüber. Schon oft waren wir uns begegnet, zu einem richtigen Kampf oder Duell zwischen uns beiden war es bisher allerdings noch nicht gekommen. Ich wußte auch nicht, wie ich Xorron besiegen konnte. Er zeigte sich gegen jegliche Waffen resistent, und ob es mein Kreuz schaffte, war fraglich. Jetzt, wo ich den größten Teil seiner Geheimnisse kannte, mußte ich es eigentlich probieren.

Xorron sah ich nicht mehr, weil ich mich in den Hintergrund des Raumes zurückzog, wo es dunkler war. Dort verschmolz ich mit dem Schatten einer Wand und behielt den Schädel als auch die Tür im Blickfeld.

Der große Totenschädel hatte seine Form verändert. Wo noch vor kurzer Zeit die Schnee-Eule gehockt hatte, da befand sich nun ein kraterartiges Loch, als hätte es eine Riesenhand in die beinerne Substanz hineingedrückt. Doch der Schädel lebte. Das grüne Licht in seinen Augenhöhlen war unruhiger geworden, das gleiche galt auch für die Nasenöffnung, und ich zuckte zusammen und wurde gleichzeitig von dem Totenschädel abgelenkt, als ich das dumpfe Geräusch von der Tür her vernahm. Xorron war da!

Er stand auf der Schwelle, füllte sie aus, und wenn man ihn so sah, konnte man Angst bekommen.

Ich machte mich so klein wie möglich. Er sollte mich nicht zu früh entdecken.

Aber Xorron hatte nur Augen für den Schädelthron. Er war der letzte Rest der Strigen, ihr Heiligtum, vielleicht die letzte Zufluchtsstätte des Strigus, die Xorron nun zerstören wollte.

Beide Arme hob er an, als er auf den Schädel zu walzte. Ich konnte ihn nicht stoppen, wollte es auch nicht, denn es war ebenfalls in meinem Sinne, daß er den Thron zerstörte. Und ich hoffte stark, daß mit seiner Zerstörung auch der Weg zu meinen Freunden wieder frei wurde. Die Bohlen dröhnten, als der Herr der Zombies durch die Blockhütte schritt.

In den letzten Minuten war ich nur Beobachter gewesen.

Und ich wollte auch, daß es so blieb, deshalb verhielt ich mich still und wagte kaum, Luft zu holen.

Noch einen Schritt mußte Xorron vorgehen, um den Schädelthron zu erreichen.

Er blieb stehen.

Wo zuvor die seltsamen Strigen-Eier gelegen hatten, war der Boden pechschwarz. Er wirkte wie verbrannt, und als Xorron einen Fuß daraufsetzte, knirschte es.

Er hob den rechten Arm. Dabei ballte er die Klaue zur Faust, und dann hämmerte sie das Untier auf den knöchernen Riesenschädel.

Seine Faust dröhnte in die Mulde, die die weiße Eule hinterlassen hatte. Ich vernahm ein Splittern und Knirschen, aber der Schädel blieb ganz.

Xorron holte noch einmal aus. Diesmal schlug er von der Seite her zu. Abermals dröhnte seine Faust dagegen, und wiederum gelang es ihm nicht, den Totenkopf zu zerstören. Strigus hatte hier etwas für die Ewigkeit geschaffen.

»Schaffst du es nicht?« erklang plötzlich eine kühle Stimme vom

Eingang her auf.
Fast wäre ich in die Höhe gesprungen. Im letzten Moment konnte ich mich beherrschen, denn Lady X sollte mich nicht zu früh entdecken. Sie war gekommen, und sie brachte nicht nur den Würfel des Unheils mit, sondern auch den Todesnebel…

***

Xorron drehte sich um. Aus seinem Maul drang ein dumpfes Knurren.
Er war wütend, aber Lady X lachte, bevor sie sagte: »Laß mich mal, Xorron, ich werde diesen verdammten Schädel mit meinem Todesnebel knacken, verlaß dich drauf!«
Da hatte Lady X wahrscheinlich ein wahres Wort gelassen ausgesprochen. Auch ich kannte den Todesnebel und wußte von seiner zerstörerischen Kraft. Wer als Mensch mit dem Nebel in Berührung kam, der verlor seine Haut und sein Fleisch. Zurück blieb nur ein Skelett. Mehr als einmal hatte ich das erleben müssen, und auch ich war von dem Nebel angegriffen worden, mich allerdings schützte das Kreuz. Es war die bisher einzig wirksame Waffe, die ich gegen den Nebel kannte.
Wie dieser Nebel entstanden war, wußten wir nicht. Uns war nur bekannt, daß er sich aus zahlreichen Seelen getöteter Dämonen zusammensetzte, und ich nahm auch an, daß der Spuk in irgendeiner Verbindung zum Todesnebel stand. Xorron war zur Seite gewichen, damit Lady X Platz hatte. Sie trat bis dicht an den großen Totenschädel. Mich hatte sie nicht gesehen, denn sie hatte nur Augen für den Schädelthron. Ihre Arme waren vorgestreckt, den Würfel hielt sie mit beiden Händen fest, und sie konzentrierte sich voll und ganz auf das vor ihr liegende Ziel. Konnte der Nebel es schaffen?
Er drang aus den Seiten des Würfel, wurde zu tanzenden Wolken, die sich immer weiter ausbreiteten und wie ein Tuch an dem Totenschädel hochkrochen, um in den Augen und der Nasenhöhle zu verschwinden.
Ich hatte von meinem Platz aus einen guten Blickwinkel, und ich glaubte sogar, die schemenhaften Gestalten innerhalb des Nebels zu erkennen.
Im nächsten Augenblick vermischte er sich mit dem grünen Licht, das in den Öffnungen zitterte. Jetzt entschied es sich, wer stärker war. Aber auch ich mußte mich entscheiden. Sollte ich Lady X erschießen? Sie wandte mir den Rücken zu. Ich schoß niemandem in den Rücken, dachte aber daran, wieviel Leid und Elend sie und ihre Komplizen über die Menschheit gebracht hatten. Sie mußte ein für allemal vernichtet werden! Es wäre eine logische Folge gewesen, doch manchmal reagiert der menschliche Geist nicht logisch. So war es auch diesmal. Da befand sich im Augenblick kein Mensch in Gefahr,

den ich hätte retten müssen, und deshalb wollte ich Lady X zuerst anrufen.

Es gelang mir nicht mehr, ich hatte zu lange nachgedacht und gezögert. Der Todesnebel bewies im nächsten Augenblick, wie gefährlich er sein konnte.

Denn der Totenkopf explodierte!

Ohne Vorwarnung flog er in die Luft. Zuerst platzte die Schädelkappe auseinander, und aus dieser gewaltigen Öffnung schoß eine dicke grüne Rauchwolke, gleichzeitig sprühte sie auch aus den Augenlöchern und dem großen Nasenloch.

Nicht nur Rauch wurde aus einer unauslotbaren Tiefe in die Höhe geschleudert. Auch etwas anderes. Menschen!

Sehr deutlich konnte ich sie nicht sehen, aber ich hörte ihr Schreien, erkannte die Stimmen und wußte, daß es Bill, Suko und Nils Björnsson waren, die die unheimliche Welt der Strigen freigegeben hatte.

Sie gerieten von einer Gefahr in die andere. Wenn sie mit dem Todesnebel in Berührung kamen, dann waren sie verloren.

Ich konnte nicht mehr in meiner Deckung bleiben, schoß daraus hoch und schrie mit sich überschlagender Stimme: »Jetzt reicht es, Lady X!«

***

Irgendwo prallten meine drei Freunde dumpf zu Boden. Das alles sah ich nicht, ich hatte nur Augen für Lady X, die herumgefahren war und mich anstarrte. Nur für den Bruchteil einer Sekunde begegneten sich unsere Blicke, dann reagierte Xorron, er stieß sich ab, drehte sich dabei und brachte seinen fast unverwundbaren Körper zwischen Lady X und mich. Ich feuerte.

Die geweihten Silberkugeln jagte ich an Xorron vorbei, in der Hoffnung, die Scott zu erwischen. Ein Geschoß traf seinen Schädel, es jaulte als deformierter Querschläger schräg durch die Hütte und schlug irgendwo in die Wand. Dann zerfetzte die Explosion auch den Rest des Schädels. Bisher war nur die Kappe in die Höhe geflogen, nun aber wurde auch der übrige Teil des knöchernen Kopfes zerrissen. Mir kam es vor wie ein Bombeneinschlag, dessen Druckwelle uns alle traf.

Ich fühlte im nächsten Augenblick nur noch, wie ich von den Füßen gerissen wurde, dann machte ich eine unfreiwillige Reise durch die Luft, hielt dabei instinktiv mein Kreuz umklammert, der einzige Schutz, den ich hatte. Ich krachte mit dem Kopf gegen etwas Hartes. Bei mir verlöschten sämtliche Lichter. Aus für John Sinclair.

***

Jemand rieb mein Gesicht mit Schnee ein und schlug gegen meine Wangen.

Es war Suko, der neben mir kniete, mich angrinste und seine Hand nicht ruhig halten konnte.

Ich öffnete die Augen, stellte fest, daß ich im Schnee vor der Hütte lag, und zwar zwischen den Überresten der getöteten Strigen.

»Im Himmel bin ich nicht«, sagte ich krächzend, »dann wärst du nicht bei mir.«

»Wenn du frech werden willst, mache ich aus dir einen Schneemann«, erwiderte Suko. »Kannst du aufstehen?«

»Hilf mir mal.«

Ziemlich wacklig stand ich auf den Beinen. Als ich an meinem Kopf entlangtastete, fühlte ich eine Beule, und ich hoffte, daß ich keine Gehirnerschütterung davongetragen hatte.

»Ihr lebt alle?« fragte ich.

»Und wie. Sollen wir in die Hütte gehen?«

Hütte war gut. Sie stand nur noch zum Teil. Das Dach war eingefallen, und die Trümmer bedeckten den Hüttenboden.

Die Stelle jedoch, wo der Schädelthron gestanden hatte, war frei.

»Und?« fragte ich, als ich auf den schwarzen, verbrannt aussehenden Kreis schaute.

»Nichts und sie haben Strigus nicht erwischt.«

»Das hatte ich mir gedacht.« Ich verzog das Gesicht, weil ich Stiche im Kopf spürte. »Aber wie seid ihr freigekommen?«

»Ganz einfach. Der Todesnebel und dieses grüne Licht mochten sich nicht. Es war, als würden zwei gegensätzliche Gase aufeinandertreffen. Plötzlich kam es zur Explosion, und die ganze Chose flog in die Luft. Wir wurden durch diesen Tunnel geschleudert, gelangten wieder in unsere Welt und erlebten das Ende des Dramas noch mit.«

»Wo sind die anderen?«

»Verschwunden.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich und schüttelte den Kopf. »Lady X hätte doch die Chance gehabt, uns endgültig zu vernichten. Weshalb hat sie sich aus dem Staub gemacht?«

»Deshalb«, sagte Suko und deutete auf mein Kreuz.

Ich schaute ihn erstaunt an. »Hat uns das Kreuz gerettet?«

»Ja. Oder dein Schutzengel. Denn als du bewußtlos warst, da blühte das Kreuz zu einer gewaltigen Größe auf und zeichnete an die noch vorhandene Decke einen silbrigen Schatten, der sogar den Todesnebel und auch die drei Monster vertrieb.«

Ich lächelte, als ich mir das Kruzifix anschaute. Eine Erinnerung hatte ich nicht, aber wahrscheinlich war mein Unterbewußtsein so mit der Existenz des Kreuzes verwachsen, daß eben dieser Schutzmantel aus Weißer Magie hatte entstehen können.

Bestimmt würde ich so etwas noch einmal erleben. Und dann vielleicht bei vollem Bewußtsein.

»Komm, wir haben hier nichts mehr zu suchen. Strigus kriegen wir sicherlich auch irgendwann. Die Satanseulen sind endgültig

vernichtet.«

»Wie die roten Vampire«, bemerkte Bill Conolly. »Waren sie hier?«

»Nein, aber ich hörte, wie Vampiro-del-mar und Lady X darüber sprachen.«

»He«, lachte ich auf. »Das sieht ja alles gar nicht so schlecht aus, Freunde. Allmählich geht es wieder aufwärts. Strigen weg, und die roten Vampire auch…«

Der Weg zum Wagen wurde noch mal beschwerlich. Mit Nils unterhielt sich Bill Conolly. Er setzte ihn genauer ins Bild, während Suko mich stützte. Als wir den Rover schließlich erreichten, war dieser fast eingeschneit, und da sagte Bill etwas, das ich nicht begreifen konnte.

»Ich habe Sheila versprochen, mal über Weihnachten Urlaub zu machen. Mir gefällt der Schnee so gut, daß ich sogar in die Schweiz fahre und ihn richtig genießen werde.«

Bei diesen Worten schaute Bill mich an und lauerte auf meine Reaktion. Die kam auch.

Allerdings anders, als er dachte.

ENDE